19/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Neue Hoffnung

Neues Leben für J. M. durch eine Leberverpflanzung

Oldies in Riga

Sammelleidenschaft für Autos von Anno dazumal

Wir sind Kalmyken!

Neue Folge der langfristigen Sammelserie über Völkerschaften der UdSSR: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Kalmyken – ein mongolischsprachiges Volk, das im europäischen Rußland seine Heimat gefunden hat.

Wieder mit Preisrätsel!

★ Inhalt

Völkerschaften
Der 18. Beitrag innerhalb der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR“ berichtet über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Kalmyken, ein mongolischsprachiges Volk, das in der Sowjetunion seine Heimat gefunden hat. Gedichte, Märchen und Sprichwörter erscheinen erstmals in deutscher Sprache
Seiten 4–15, 42–53 u. 56

Sport
Der polnische Langstrecken-Matador Krzyszkowiak erzählt **Seite 16**

Kampf um Mattscheiben
Die USA-Reaktion greift nach dem populärsten Medium **Seite 18**

Motorsport
Der Rigaer Oldtimer-Klub „Akk“ stellt sich vor **Seite 20**

Medizin
Hoffnungen und Probleme einer Lebertransplantation **Seite 22**

Memoiren
Konrad Wolf: Erinnerungen an einen Lebensweg **Seite 26**

Baustellengeschichten (6)
Plauener Druckmaschinen am Dnepr **Seite 28**

Bildende Kunst
Pleinair in Hoyerswerda **Seite 30**

Architektur
Unter Denkmalschutz: Der alte Sendeturm in Moskau **Seite 32**

Literatur
Ferenc Molnár: Aus dem Band „Die grüne Fliege“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

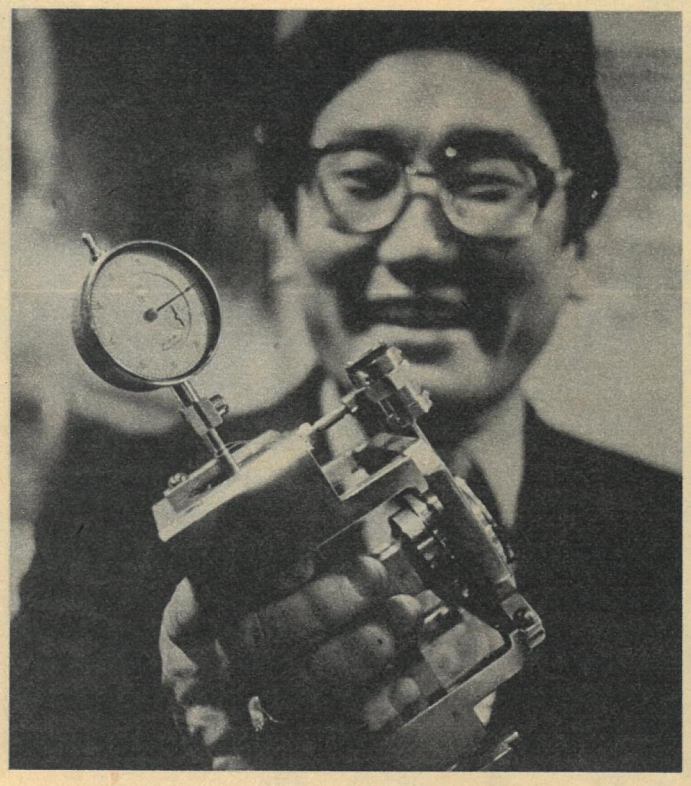
Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Nachrichtenmagazin **Seite 54**

Titelfoto:
Detlev Steinberg fotografierte im Sportpalast in Elista Igor und Oka, vielversprechenden Ringernachwuchs

Redaktionsschluß für dieses Heft **9. 9. 1985**

★ Im Blickpunkt



Schweißer-Dialog

Eine Begegnung im sowjetischen Pavillon, eine von vielen auf der Leipziger Herbstmesse: zwischen dem 47jährigen Wladimir Larionow aus Jakutsk und dem fast gleichaltrigen Günther Thieme aus Halle. Beide der modernen Schweißtechnik verschrieben und deshalb längst miteinander bekannt, obwohl zwischen Lena und Saale gute 8000 Kilometer liegen. Doktor der Technischen Wissenschaften Larionow, Sohn eines Taigajägers, hat die Grundlagen dafür am Moskauer „Baumann“-Institut erworben und seine Meisterprüfung mit der Dissertation am weltberühmten Paton-Institut in Kiew abgelegt. Dr. Ing. Thieme hat seinen Weg im ebenso bekannten Hallischen Zentralinstitut für Schweißtechnik gemacht, viele Jahre an der Seite von Professor Gilde. Heute ist der eine stellvertretender Direktor des Akademieinstitutes für physikalisch-technische Probleme des Nordens, der andere neuernannter Direktor vom ZIS in der Saalestadt.

Wir trafen die beiden im Disput vor einer Isolatorenaufhängung für Hochspannungsleitungen von 330 bis 750 kV (Foto rechts), unter anderem eingesetzt beim Ausbau des Südjakutischen Territorialen Produktionskomplexes, dessen riesiges Kohlebecken allein vierzig Milliarden Tonnen umfassen soll.

Diese Kräfte bei den unwirtlichen Bedingungen des sibirischen Nordens dem Menschen nutzbar zu machen, ist eine enorme Aufgabe. Auch eine Herausforderung für die Schweißspezialisten, nämlich Technologien zu schaffen, die immer besser den extrem niedrigen Temperaturen Paroli bieten. Dr. Larionow hat bereits maßgeblichen Anteil an einem Schweißverfahren, das Schweißnähte an Metallkonstruktionen bei Temperaturen bis minus 55 Grad möglich macht. Wer solche Spitzenwerte erzielt, weiß auch, wo gleichwertige Partner zu finden sind, mit denen man seine Kräfte messen und vereinen kann. Wladimir Larionow kennt sie vor allem in Kiew und Halle. Das ist die Brücke über Tausende Kilometer, über die der wissenschaftliche Erfahrungsaustausch und gemeinsame Experimente mit neuentwickelten Schweißgeräten und Konstruktionen befördert werden. Dr. Thieme: „Es gibt seit Jahren einen Arbeitsvertrag zwischen uns, neben gemeinsamen Experimenten tauschen wir regelmä-

ßig Untersuchungsergebnisse und Spezialisten aus. Ich selbst war schon mehrmals in Jakutsk, leider noch nie bei 40 Grad minus. Das nächste Mal aber! Denn gerade unter solch extremen Bedingungen, wo der Motor eines 180-Tonnen-Kippers fünf Monate lang nicht ausgeschaltet wird, weil man ihn sonst nicht wieder in Gang bekommt, muß sich künftig unsere Schweißtechnik bewähren. Bei der Montage von Rohrleitungen und Verdichterstationen, bei der Reparatur von Aggregaten, praktisch auf jeder Baustelle. Bei der Hebung der sibirischen Schätze darf es einfach keine Winterpause geben. Übrigens haben die Jakutsker sehr modern eingerichtete wissenschaftliche Laboratorien, ausgezeichnete Fachleute, mit denen das Arbeiten Spaß macht." Umgekehrt auf Halle bezogen bestätigte dies Dr. Larionow, wollte deshalb unbedingt an die Messetage einen ZIS-Besuch anhängen. Sofort wurden seine speziellen Wünsche notiert. Der Schweißerdialog wird also weitergehen. Danach präsentierte Dr. Larionow noch ein Messeexponat, an dessen Entwicklung er beteiligt war: eine Anlage zur Prüfung von Dichtungsmanschetten auf ihre Kältebeständigkeit (Foto links). Der Temperaturbereich wird mit minus 50 bis minus 70 Grad angegeben – die Kälte ist keine Barriere mehr!
Doch dann rief ihn wieder die Messepflicht: Als Leiter der jakutischen Ausstellung nahm er eine Goldmedaille des Messeamtes für Jakutien entgegen – für ein thermochemisches Bearbeitungsverfahren von Diamanten – ein Spitzenexponat.

Text: W. Scheel
Fotos: L. Willmann

Gemeinsam überleben oder gemeinsam untergehen

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Worum es wirklich heute und in der Welt geht, hat Michail Gorbatschow den Leitern der USA-Zeitschrift „Time" gesagt: Nicht etwa, „nur zu dem Zweck nach Genf zu fahren, um einander kennenzulernen und sich dann am Genfer See und den Schweizer Alpen zu erfreuen"; das wäre angesichts der angespannten Weltlage „ein unerlaubter Luxus". Sondern klipp und klar: Es gibt Situationen, „in denen beide Seiten verlieren. Das sind Kernwaffenkrieg, Wettrüsten und internationale Spannungen. Dementsprechend gibt es auch Situationen, in denen beide gewinnen: Frieden und Zusammenarbeit, gleiche Sicherheit und die Beseitigung der Angst vor einer nuklearen Katastrophe." Und konkret zum sogenannten „S. D. I.": „Dieses Projekt wird zweifellos das Wettrüsten in alle Richtungen vorantreiben, was bedeutet, daß die Kriegsgefahr wächst."
Nun hört man aus Washington, der Präsident sei „bereit, der Sowjetunion bei ihrem Versuch, die bestehenden Probleme zu lösen, auf halbem Wege entgegenzukommen". Der „halbe Weg" entspricht zwar nicht dem sehr unterschiedlichen Abstand beider Seiten von dem, was für die Menschheit lebensnotwendig ist, könnte aber schon einen Fortschritt darstellen.
Ein Blick auf Ideologie, Vorgeschichte und Praxis des Konzepts eines „Krieges der Sterne" bestätigt die Hauptfrage, die Michail Gorbatschow Leitern und Lesern der „Time" stellt: „Ob wir bereit sind, unsere Denk- und Handlungsweise von kriegerischen auf friedliche Bahnen umzustellen. Wie man bei Ihnen sagt, leben und leben lassen. Wir nennen das friedliche Koexistenz."
„Krieg der Sterne": Das war anfänglich der Titel eines Hollywood-Spielfilms, der in NATO- und SEATO-Staaten die Kinokassen klingeln ließ: „Gute" kämpfen gegen „Böse"; die „Edelhelden", auch „Kreuzfahrer" genannt, sprengen mit ihrem „Lichtschwert" schließlich einen, von den betont „unamerikanischen" Dunkelmännern okkupierten Planeten in die Luft. 1972 konzipiert, 1977 als „Weltraummärchen" auf der Filmleinwand, mit einer Fernsehansprache des Präsidenten am 23. März 1983 zur Regierungspolitik erhoben: „Ich rufe die Wissenschaftler, die uns die Atomwaffe bescherten, dazu auf, ihre großartigen Talente in den Dienst der Menschheit und des Weltfriedens zu stellen... Heute abend stehen wir am Beginn von Bemühungen, die den Lauf der Geschichte ändern können."
Dieser „Lauf der Geschichte" soll von der militärischen Überlegenheit des Imperialismus bestimmt werden. Dagegen steht das annähernde militärische Gleichgewicht. Militärstrategisch bedeutet Parität, so mußte die „International Herald Tribune" schon im Januar 1984 einräumen, „daß keine der beiden Seiten die Fähigkeit besitzt, durch einen nuklearen Erstschlag die Gegenseite zu vernichten, ohne die eigene Vernichtung durch den Zweitschlag der anderen Seite zu riskieren".
Lassen wir Fakten sprechen. 15. März 1958 (kurz nach dem ersten Sputnik): Sowjetisches Angebot zur friedlichen Nutzung des Alls durch alle Nationen. 5. August 1963: Moskauer Vertrag über das Verbot der Kernwaffenversuche in der Atmosphäre, im Kosmos und unter Wasser. 27. Januar 1967: „Weltraumvertrag" der Sowjetunion, der USA und Großbritanniens. 26. Mai 1972: SALT 1. 11. August 1981: Sowjetischer Vorschlag vor der UNO – Verbot der Stationierung jeglicher Waffen im Weltraum. 18. Januar 1983: Einseitiges sowjetisches Moratorium für Antisatelliten-Waffen, und einen Tag später: Vertragsentwurf gegen den militärischen Mißbrauch des Weltraums. 26. September 1984: Sowjetischer Antrag an die 39. UNO-Vollversammlung, den Weltraum ausschließlich friedlich zu nutzen. Und seit dem 6. August dieses Jahres – am 40. Jahrestag des Abwurfs der amerikanischen Atombombe auf Hiroshima: Einseitiges sowjetisches Moratorium für alle nuklearen Explosionen – zunächst bis zum 1. Januar 1986, aber weiter in Kraft, wenn die USA ihrerseits auf nukleare Explosionen verzichten. Zeit und gute Voraussetzungen für Verhandlungen!
In den USA dagegen: Weitere Nukleartests durchgeführt, neue angekündigt, Forschung und Entwicklung von Weltraumwaffen, erste Versuche bevorstehend. Die Sowjetunion müsse „entgegenkommen"? Die USA wollen „auf halbem Wege entgegenkommen"?
Man könne Tests nicht kontrollieren, heißt es im Westen. Das sei das Problem. Dazu Gorbatschow: „Wenn wir heute in der Lage sind, vom Weltraum aus die Nummern der Autos zu erkennen, so können wir ganz gewiß auch Feldversuche außerhalb der Laboratorien verfolgen."
Aber am „Technologieschub für zivile Bereiche" müsse man teilhaben... Mit dieser Begründung preist man in den USA S. D. I. an, reisen „Expertengruppen" nach Amerika. Aber das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut des BRD-Gewerkschaftsbundes stellt in einer Studie fest, daß die Länder mit den höchsten Militärausgaben durchschnittlich niedrigere Wachstumsraten der Produktivität der verarbeitenden Industrie aufweisen; die Prioritätensetzung zugunsten ziviler Technologie ist wirtschaftlich sinnvoller als die Hoffnung auf „zivile Abfallprodukte" aus dem Rüstungsbereich.
Gewichtiger allerdings, ausschlaggebend sollte die – in Westeuropa und in den USA um sich greifende – Erkenntnis sein: Erst macht man uns zu Geiseln der Nuklearstrategie des Pentagon, indem man Erstschlagswaffen strategischen Charakters stationiert; jetzt wollen dieselben Leute einen weltraumgestützten Schutzschild für die USA errichten, um ihrerseits „Enthauptungsschläge" führen zu können. Den Amerikanern bliebe die Gewißheit, daß das nicht funktioniert, den Europäern verbrannte Erde...

Am 13. Dezember 1984 stand auf der UNO-Tagesordnung: Verbot der Militarisierung des Weltraums und dessen ausschließlich friedliche Nutzung. 151 von 159 Mitgliedsstaaten beteiligten sich an der Abstimmung. Das Ergebnis: 150 dafür, 0 dagegen, 1 Stimmenthaltung (die USA).
Dieses Ergebnis drückt den Willen der Völker aus und heißt – in Verbindung mit der Stärke des realen Sozialismus – hoffen.

FREIE WELT 1985

Gisela Reller
Detlev Steinberg
Nina Charitonowa

Kalmykische ASSR

Der Beitrag entstand in freundlicher Zusammenarbeit mit APN.

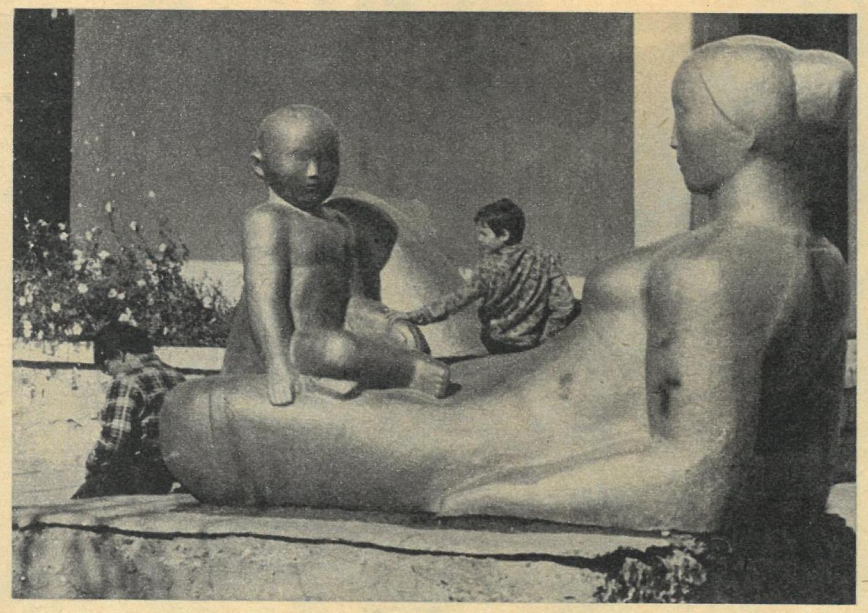
Die Dankesschuld der Mutter kannst du selbst dann nicht abtragen, wenn du Fleisch

Die Kalmyken – die Abgesonderten – sind heute Gleiche unter Gleichen. Derzeit wird in der Kalmykischen ASSR mit dem Wasser aus Wolga, Terek und Kuma geradezu ein Landschaftswunder vollbracht.
Das Ehepaar Klara und Wladimir Tschmugurzikow mit den drei Töchtern und zwei Söhnen im blütenreichen Vorgarten ihres kleinen Hauses in Elista.
Von ihrem „Eingespieltsein" im doppelten Sinne wird noch die Rede sein...

Die Sowjetunion ist ein Vielvölkerstaat, in dem Angehörige von mehr als 100 Nationen und Völkerschaften leben. Ungeachtet ihrer Bevölkerungszahl, Nationalität, Rasse oder Religion genießen alle Bürger der UdSSR volle Gleichberechtigung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, staatlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens.
FREIE WELT macht in ihrer Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" mit Nationen und Völkerschaften bekannt, die vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution rückständige nationale Randgebiete bewohnten, in denen häufig noch feudal-patriarchalische und sogar Gentilverhältnisse überwogen. Als Sonderteile erschienen: „Die Burjaten", „Die Adygen", „Die Karelier", „Die Südosseten", „Die Karakalpaken", „Die Tschuktschen", „Die Dagestaner", „Die Komi", „Die Tuwiner". Innerhalb der langfristigen Sammelserie veröffentlichten wir auch kleinere Sammelbeiträge, so „Die Nenzen", „Die Niwchen", „Die Gagausen", „Die Chanten und Mansen", „Die Eskimos", „Die Jukagiren", „Die Chakassen", „Die Nordosseten", „Die Ewenen".
Wir setzen die Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" heute mit der Kalmykischen ASSR fort.

Eine Karte der Kalmykischen ASSR finden Sie auf unserem Rücktitel, auf Seite 56.

Das Autorenkollektiv (von rechts nach links): Nina Charitonowa (APN-Mitarbeiterin), Gisela Reller (Text), Detlev Steinberg (Bild)



„Mutterschaft" – Plastik vor dem Entbindungsheim in Elista von Naran Äledshijew, Mitglied des Künstlerverbandes der UdSSR. Er studierte an der Kunstakademie von Rostow, 1970 absolvierte er die Kunsthochschule in Leningrad.

Milchbutte

Es geschah im Jahr des Eisernen Hasen

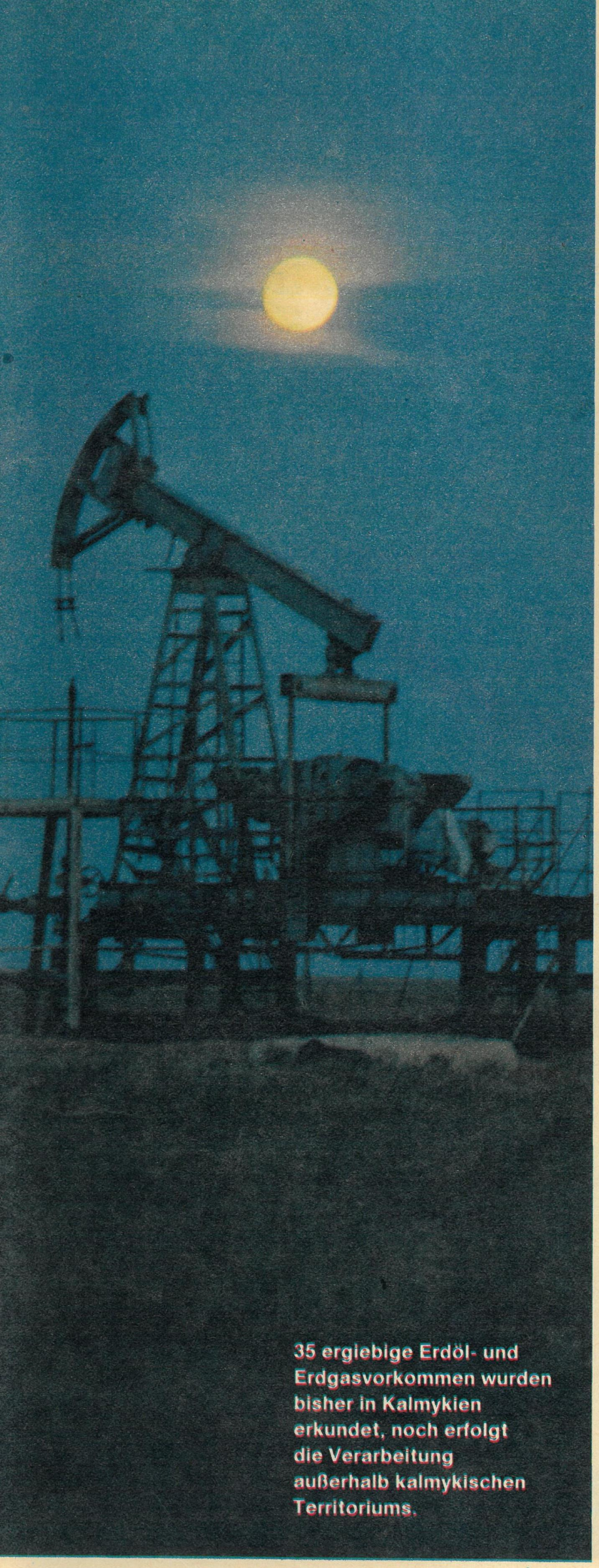
„Die Steppen, wo kalmykische Stämme umherziehen, gehören zu den ödesten Gegenden des russischen Reiches. Wegen ihrer Unwirthbarkeit werden diese Gegenden von europäischen Reisenden nicht leicht besucht, die wenigen etwa ausgenommen, welche Amt und Pflicht hiezu treibt."

Heinrich August Zwick, deutscher Missionar, 1827

Nun glaube nur keiner, uns bedauern zu müssen, weil wir uns in die „unwirthliche" Kalmykensteppe begeben haben, denn eineinhalb Jahrhunderte nach Herrn Zwick trifft ein Reisender hier auf Komfort, Gaumenfreuden und Annehmlichkeiten jeder Art. Und auch der Journalist kommt auf seine Kosten – wenn er auf geplante Antilopenjagd geht, einen ungeplanten Sandsturm miterlebt (und überlebt), durch schier endlose nackte Steppe reist, die so nackig gar nicht ist.
Im Augenblick sitze ich in Elista auf dem Balkon meines Hotelzimmers in der uliza Kuibyschewa und lasse mir zuckersüße pflaumengroße Weintrauben und schmatzsaftige Pfirsiche schmecken.
Zurückgekehrt von meinem ersten Hauptstadtbummel im Alleingang – wie immer sind deshalb Koffer und Reisetaschen noch unausgepackt – überlege ich, was zu notieren wäre. Vielleicht: Elista ist eine hübsche Hauptstadt. Man kann lange durch ulmen-, eichen-, akazienreiche Neubauviertel wandern, und man kann sich, in kleine Nebenstraßen eingebogen, durchaus dörflich fühlen. Die Kinderkaufhäuser heißen hier „Hoffnung", und in guter Hoffnung sind beeindruckend viele – recht junge – Kalmykinnen. Die Kalmykin gibt sich, auch dann, wenn ihr das freudige Ereignis schon rundherum anzusehen ist, noch immer modebewußt (ohne Modepuppe zu sein). Und der Kalmyke trägt Bart, einen à la mode 13. Jahrhundert, einen richtigen Tschinggis-Chan-Bart; beidseitig herabhängend läßt er seinen Besitzer ein wenig mürrisch erscheinen, doch nur so lange, bis der lachend schneeweiße Zähne zeigt.
Obwohl man sich in Europa befindet, wird man das Gefühl nicht los, auf asiatischem Territorium zu sein. Vorrangig wohl wegen der Physiognomie der Kalmyken: breite, flache Gesichter, schmale, meist pechschwarze Augen mit Mongolenfalte, breite Nasen, die Haut ein wenig gelblich, schwarz das Haar. Der deutsche Naturforscher Peter Simon Pallas schrieb 1773 über das kalmykische „Manns- und Weibsvolk", daß es „selbst in einer europäischen Stadt Anbeter finden würde". Einer ließ nicht allzu lange auf sich warten. Um 1828 schrieb Alexander Puschkin sein Gedicht „Die Kalmückin": Leb wohl, Kalmückin! Mich verführte/ Dein hübscher Anblick um ein Haar,/ Daß ich beinahe kopflos war/ Und deinem Wagen nachkutschierte,/ Wär's durch die ganze Steppe gar./ Schmal sind zwar deine Augenlider,/ Die Stirn ist breit, die Nase flach,/ Trägst seidne Höschen nicht noch Mieder,/ Auch ist Französisch nicht dein Fach,/ Zerkrümelst nicht so wie die Briten/ Das Brot vor deinem Samowar,/ Hast nie um Shakespeare dich gestritten,/ Bist nicht begeistert für Cinq-Mars*),/ Verspinnst dich nicht in Träumereien,/ Fühlt sich dein Kopf gedankenleer,/ Summst keine Arien vor dich her,/ Tanzt nicht Galopp wie Hoflakaien.../ Doch fühlte ich von deinem Bilde/ Mich unbeschreiblich angetan,/ Indessen man, du schöne Wilde,/ Mir wechselte das Dreigespann,/ Ja, Freunde, ist's nicht stets das gleiche?/ Taugt zu verliebtem Zeitvertreib/ Die Modepuppe nur, die reiche?/ Warum nicht ein Kalmückenweib?
Ja, warum eigentlich nicht? Zumal heute die Kalmykin in ihrer Bildung weder der Französin noch der Britin nachsteht. Und – ganz zu schweigen von den seidenen Höschen, von deren Vorhandensein ich mich in den einschlägigen Geschäften überzeugen konnte.
In Elista riecht es bei 30 Wärmegraden geradezu nach Sand: nach Steppe, Halbwüste, Wüste. Wenn es nach mir ginge, müßte jetzt, gerade jetzt, hoch über der Stadt majestätisch ein Steppenadler daherkommen. Aber nichts da, weit und breit blauer Himmel, nur zart verschleiert.
Wie kommt das westmongolische Volk der Kalmyken eigentlich nach Europa? Ursprünglich waren sie als ein Teil der mongolischen Torguten in der asiatischen Dsungarei ansässig. Ab 1608 wanderten sie nach Rußland, bis in das Steppengebiet der unteren Wolga. 1618 erhielten sie von Zar Michail Fjodorowitsch eine Urkunde über „die gnädige Aufnahme in die russische Staatsbürgerschaft". Nun kämpften Kalmyken – meist hoch zu Roß, manchmal noch höher zu Kamel – für den jeweiligen Zaren und das neue Vaterland: In allen russisch-türkischen Kriegen, im Zweiten Asowschen Feldzug, im Persischen Krieg, im Vaterländischen Krieg gegen Napoleon... Kalmyken kämpften aber auch unter den Bauernführern Stepan Rasin und Jemeljan Pugatschow.
Zwistigkeiten zwischen einzelnen kalmykischen Chanen und den Anwärtern auf einen Chantitel bewirkten, daß sich 1771 etwa einhundertsiebzigtausend Kalmyken auf Befehl des Chans Ubuschi auf den langen Weg zurück in die Dsungarei machten. In „Herrn Nikolaus Rytschkow kaiserl. rußischen Capitains Tagebuch über seine Reise durch verschiedene Provinzen des rußischen Reichs in den Jahren 1769. 1770 und 1771", ist zu lesen: „Den zurückgebliebenen von obigen drey abgeschickten Kalmyken fragten wir: zu welchem Ende und aus was für Ursachen sie aus rußischer Herrschaft entwichen wären? Er schwur uns zu, das gemeine Volk der Kalmyken habe keinen Teil an dieser Treulosigkeit, deren man sie beschuldigte, sondern sie gingen alle wider ihren

*) Cinq-Mars – ein 1826 erschienener historischer Roman des französischen Schriftstellers Alfred de Vigny (1797–1863).

Die Wunde von einem Peitschenschlag verheilt, nicht aber die Wunde, die ein Wort



35 ergiebige Erdöl- und Erdgasvorkommen wurden bisher in Kalmykien erkundet, noch erfolgt die Verarbeitung außerhalb kalmykischen Territoriums.

Kostenlose Kinderreitschule in Elista. 22 Sportarten werden in Kalmykien betrieben, am beliebtesten sind: Motoball, Reiten, Ringen. Gegenwärtig gibt es 8 Stadien, 1400 Sportplätze und Fußballfelder, 109 Turnhallen, einen Sportpalast mit Schwimmhalle; in 502 Sportkollektiven treiben etwa 10 000 Personen regelmäßig Sport.

Willen und folgten blos den Befehlen ihrer Oberhäupter, welche sie ohne Barmherzigkeit forttrieben...“ Etwa einhunderttausend Kalmyken starben unterwegs an den Beschwerlichkeiten der Reise, verhungerten, erfroren oder wurden von feindlichen Kasachen eingeholt und erschlagen. Nur etwa siebzigtausend Menschen erreichten die Dsungarei, die da schon in den Machtbereich Chinas gehörte; ihre Nachkommen sind die heutigen Derbeten, Torguten, Choschuden.

Einhunderttausend Tote – obwohl den günstigsten Zeitpunkt für die Flucht der Dalai-Lama selbst bestimmt hatte: 1770, im Jahr des Eisernen Tigers, oder 1771, im Jahr des Eisernen Hasen.

In Rußland waren, mit dem Noion (Fürsten) Asarcha an der Spitze, nur etwa 15 000 Kalmyken auf der rechten Uferseite der Wolga verblieben. Ihnen war es wegen des eingetretenen Eisganges nicht mehr gelungen, befehlsgemäß ans andere Ufer zu kommen. So gab es nach 1771 Kalmyken nur noch auf der rechten Uferseite der unteren Wolga.

Diese Kalmyken unterschieden sich von den sie umgebenden Völkern durch ihre mongolische Sprache, ihren anthropologischen Typ, ihre Lebensform und ihre buddhistische Religion.

Die Sprache – heute mit kyrillischen Buchstaben und einigen Zusatzzeichen – und das mongoloide Aussehen sind geblieben; die Lebensform – das sieht man zumindest in Elista auf den ersten Blick – hat sich weitgehend der europäischen angeglichen; Buddhistisches war bei meinem Alleingang durch Elista nicht zu entdecken.

Übrigens: Das wohllautende „Elista“ wird auf dem „i“ betont, was aber keinen Kalmyken daran hindert, Elistá zu sagen. Für mich steckt in dem vokalreichen Wort soviel Musik, daß ich unwillkürlich an eine Märchen- und Eposschöne denken muß, doch 's heißt übersetzt Sand, einfach nur Sand.

Dem Alexander Nikolajew, verdienter Nachdichter kalmykischer Lyrik ins Russische, geht es offenbar ähnlich. Johann Warkentin, Nachdichter aller unserer veröffentlichten kalmykischen literarischen Texte und Gedichte, fand von ihm diese Zeilen: Ich wüßt wohl hundert Städte aufzulisten,/ die ich vom Sehen oder Hörensagen kenn',/ jedoch beim rätselhaften Wort Elista/ denk ich sofort an irgendeinen Stern./ Der Name könnte auch auf die Gestade Kretas/ auf Griechenland oder Italien weisen,/ weil sein geheimnisvoller Klang umweht ist/ von der Romantik abenteuerlicher Reisen./ Wie sehnlich mußte wohl der Steppenfreund,/ wie leidenschaftlich nach den Sternen streben,/ wenn seiner Hauptstadt er in schwerer Zeit/ solch einen Sternennamen konnte geben...

Wasserpfeife

Für und wider Kalmykentee

„Guter Gott, das war allerdings eine Überraschung! Niemals hatte, ich erkläre es ausdrücklich, ein abscheulicherer Trank einem Christenmenschen Übelkeit verursacht. Ich dachte, ich sei vergiftet... Der Fürst trank mit Behagen zwei oder drei Tassen von dem Kalmückentee, und ich sah zu meinem Bedauern, wie meine entzückende kleine Fürstin, die ich in Versen hätte verehren mögen, eine Holzschale davon zu sich nahm, ohne auch nur das Gesicht zu verziehen.“

Alexandre Dumas der Ältere (1802–1870), französischer Schriftsteller

Betreuer für unsere Reise durch Kalmykien ist der Fernsehjournalist Genadi Masanow. Auf ihn warten wir jetzt. Mit unmodisch-bequemen Schuhen glauben wir uns für die vorgesehene Besichtigung des Heimatkundemuseums bestens gerüstet. Um uns die Wartezeit zu vertreiben, nehmen wir im Hotelrestaurant einen kleinen kalmykischen Imbiß zu uns: Borzoki, das sind Teigfladen, und Zja, das ist der berühmt-berüchtigte Kalmykentee. Als einer seiner erklärten Feinde kam schon Dumas zu Worte. Einer seiner warmherzigsten Verehrer ist Lenins Vater, Ilja Uljanow, gebürtig aus Astrachan: „Wer sich daran gewöhnt hat, findet diesen Tee schmackhafter als jedes andere Getränk.“

Um Zja echt kalmykisch zuzubereiten, benötigt man Ziegeltee, 200 bis 300 Gramm, 3 Liter Wasser, 2 Liter süße Sahne, 50 Gramm Hammelfett, 2 Teelöffel Salz und 5 bis 6 Pfefferkörner. Auf den mit dem Mörser zerkleinerten Ziegeltee gießt man kaltes Wasser, das auf mittlerer Flamme zum Kochen gebracht wird. Nach kurzem Aufkochen wird der Tee 20 Minuten lang bei kleiner Flamme weitergekocht. Hat man dann die Teeblätter von der Oberfläche abgeschöpft, gibt man warme Sahne hinzu. Nun muß der Tee 10 Minuten ziehen, erst dann kommt das Hammelfett (heute oft statt dessen Butter) hinein, das Salz, die Pfefferkörner. Der (sehr nahrhafte) Tee muß jetzt noch einmal 10 bis 15 Minuten ziehen.

Mach uns mal schnell 'nen Tee, geht in Kalmykien nicht!

Nina, Detlev und ich, wir trinken den gesalzenen und gepfefferten Kalmykentee mit den rundlichen Fettaugen zwar nicht gerade mit zur Schau gestelltem Vergnügen, doch auch ohne Mißbehagen. Da Genadi Masanow gerade dazukommt, als wir uns ganz selbstverständlich jeder eine Schale Zja nachbestellen, da haben wir den bei unserer Ankunft so uneinnehmbar Scheinenden schon für uns eingenommen.

Tage später erst gestehen wir ihm, daß wir ein Jahr zuvor bereits bei den Tuwinern in die Tee-Schule gegangen waren. Nur, die Butter stammte beim Tuwinertee vom Yak, auch Grunzochse genannt.

Gürtelstück

Geraubt von Jaik-Kosaken

„Der Kalmücke Feodor (so hörten wir ihn beständig nennen) ist ein mit sehr viel Talent begabter Mann, dessen reinliche Zeichnungen fast immer Geschmack und Geist verrathen.“

Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832), deutscher Dichter

Im Heimatkundemuseum erwarten uns der Direktor Alexej Badmajew und – soviel Aufmerksamkeit überrascht uns denn doch – Kalmykiens Kulturminister Budar Iwanow. Gegenwärtig, so sagen sie uns gleich zu Beginn des Rundgangs, werde ein neues Museumshaus projektiert, in orientalischem Stil. Nun, wir sind auch von diesem hier beeindruckt genug. Mit Wissen, Fleiß und Liebe eingerichtet, informiert es uns über Klima, Fauna, Flora, alte Geschichte; den Sieg der Sowjetmacht; den Bürgerkrieg; den Großen Vaterländischen Krieg; die Wirtschaft, das Bildungswesen, die Medizin und Kultur von früher und heute; die Religion, die Ethnographie, die Kleidung und Wohnstätten von einst.

Ich werde im Verlauf unserer Reise jeweils zu gegebenem Anlaß danach trachten, einfließen zu lassen, was ich hier erfahren habe. Apropos Trachten: Da sie in Kalmykien kaum noch getragen werden, lädt uns Kulturminister Budar Iwanow zu einer abendlichen Vorstellung des Kalmykischen Gesangs- und Tanzensembles ein.

Kalmykiens älteste Geschichte hört

Das durchschnittliche Heiratsalter der Kalmykin beträgt heute 21 Jahre, das des Kalmyken 22 Jahre.

sich aus dem Munde des Museumsdirektors so an: „Das Gebiet der ersten mongolischen Stämme war wahrscheinlich das heutige Territorium der südöstlichen Baikalgegend und des Nordostens der Mongolei. Es gibt Grund zu der Annahme, daß die ersten mongolischsprachigen Völker in der Geschichte als Kytai in Erscheinung traten, die Anfang des 10. Jahrhundert Nord-China eroberten.
Ende des 12./Anfang des 13. Jahrhunderts vereinigte der Anführer der Mongolen Temüdschin alle Mongolenstämme unter seiner Macht, später auch andere Stämme und Völker, nachdem er den Titel Tschinggis-Chan angenommen und mittels blutiger Kämpfe ein riesiges Imperium errichtet hatte. Damals existierte eine Aufteilung in Ost- und Westmongolen. Die westmongolischen Stämme bewohnten die nordwestlichen Teile der Mongolei und die Dsungarei, man nannte sie Oiraten; die Herkunft des Wortes ist nicht bekannt. Benachbarte turksprachige Völker nannten sie Kalmyk – die Abgesonderten. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bildeten sie den Dsungarischen oder Oiratischen Staat, der die Ostmongolen auf den zweiten Platz verwies und es sogar mit China aufnahm. Schon Anfang des 17. Jahrhunderts wollte sich einer der Kalmykenfürsten, der Noion Cho-Urljuk, der einen Teil der Torguten befehligte, nicht der Macht des Chans Chara-Chula unterwerfen und zog mit dem ihm unterstehenden Volk nach Westen – zuerst bis ins Uralvorland, 1630 überschritten die Kalmyken dann die Wolga.
Ein Jahrzehnt nach ihrem Auftauchen hier waren die Kalmyken, Nogaier und Kasachen gründlich miteinander verfeindet. 1722, nach dem Tod des einflußreichsten kalmykischen Chans Aijuka – er hatte den Chantitel von Peter I. erhalten –, kam es immer mehr zu Unstimmigkeiten unter den kalmykischen Oberhäuptern und unter der Herrschaft des Chans Ubuschi schließlich zur Flucht zurück in die Dsungarei."
Budar Iwanow weist auf ein Porträt: „Man sagt, daß auf diesem Marsch Feodor Kalmück geraubt wurde."
Feodor Kalmück? Ich erinnere mich, dieses Bildnis schon in Kunstbänden gesehen zu haben. Aber damit ist mein Wissen um diesen Mann erschöpft. Budar Iwanow verspricht, noch einmal auf ihn zurückzukommen.
Ich habe die Räume des Museums nicht gezählt. Trotz unseres bequemen Schuhwerks schmerzen mir die Füße so, daß ich mich nicht wundern würde, durch hundert solche getrabt zu sein. Nina äußert sogar die Vermutung, es könnten noch hundert mehr gewesen sein (was natürlich übertrieben ist).
Ich brauche Budar Iwanow nicht daran zu erinnern, daß er mehr über Feodor Kalmück erzählen wollte. „Im Sitzen?", fragt er, „bei Borzak und einer Schale Kalmykentee?"
Und dann hören wir ein Menschenschicksal, vergleichbar nur dem des Abram Hannibal, des Urgroßvaters von Alexander Puschkin. Hannibal, um 1680 als äthiopischer Fürstensohn geboren, geriet als Kind in türkische Gefangenschaft. Durch Vermittlung des russischen Botschafters in Konstantinopel gelangte er 1707 nach Rußland, in den Dienst Peter I., der ihn später nach Frankreich schickte und eine Artillerieschule besuchen ließ. „Der Mohr Peter des Großen" – so das Romanfragment Puschkins – wird ein hochgeschätzter General.
Und das Schicksal Feodor Kalmücks? Um 1764 geboren, wird er als etwa siebenjähriger Knabe auf dem Marsch im Jahr des Eisernen Hasen von russischen Jaik-Kosaken geraubt. Um ihre „Ware" wertvoller zu machen, wird er als kalmykischer Fürstensohn ausgegeben und nach Sankt Petersburg gebracht. Man läßt ihn taufen und gibt ihm den Namen Feodor (Fjodor) Iwanowitsch Kalmück. Zwei Jahre später erhält die deutsche Prinzessin Amalie den Knaben zum Geschenk. Sie nimmt „das exotische Lebewesen" mit nach Karlsruhe. Feodor Kalmück bekommt hier eine Ausbildung, und in Stuttgart läßt man ihn die Kunstakademie besuchen. Aus Feodor Kalmück wird ein hochgeschätzter Maler und Graveur.
Der berühmte russische Kunstkritiker Wladimir Stassow schreibt über das Selbstporträt Feodor Kalmücks: „Dieses Bildnis wird von den Künstlern außerordentlich hochgeschätzt. Kein Wunder, es ist eines der prächtigsten Werke der graphischen Kunst. Alles an ihm ist wahr, einfach und schlicht. Nichts sticht in die Augen: Sie sehen vor sich nur den Kopf und die Büste

Selbstporträt Feodor Kalmücks

Eine kalmykische Familie hat durchschnittlich vier Kinder, sechs sind nicht selten.

eines Kalmücken in mittlerem Alter zwischen dreißig und vierzig mit einer Pelzmütze auf dem Kopf, keinerlei Hintergrund, keinerlei besondere Pose, keinerlei Drum und Dran um diesen Kalmückenkopf. Aber was für ein Leben, wieviel Wahrheit, welch ein Kolorit, welche Frische, Kraft und vor allem welch ein Geschmack steckt in diesem Bild? Ein Blick genügt, um zu begreifen, daß dieses Porträt ein Mensch von großer künstlerischer Gabe, tiefem Gefühl und großem künstlerischem Instinkt geschaffen hat."
Als Feodor Kalmück bereits berühmt war, wirkte er in Rom, Florenz, Konstantinopel, Athen, London, Paris, seine letzte Heimstatt war Baden, wo er um 1824 starb. Seine Zeichnungen von den Skulpturen des Parthenons (mehr als 80 Blätter) werden im Britischen Museum aufbewahrt; Gravüren, Gemälde, Kopien von Wandmalereien befinden sich in Museen der Sowjetunion, Großbritanniens, Österreichs, Dänemarks und der BRD.
In dem Roman des kalmykischen Romanciers und Dramatikers Alexej Balakajew liest sich die Entführungsszene des kleinen Sodbo so: Kaum waren die Kosaken am Karren angelangt, da beugte sich einer von ihnen, ohne auf das Geschrei der entsetzten Frauen zu achten, zu Sodbo herab und wollte den Jungen packen. Der aber erriet die Absicht des Reiters, entwand sich ihm flink und rannte zu Mutter und Großmutter. Mutter Bairta stürzte pfeilgeschwind ihrem Sohn entgegen, warf sich über ihn und bedeckte ihn mit ihrem Körper.
Noch fassungslos über den Tod ihres Mannes, mit dem sie ein langes Leben in Eintracht verbracht hatte, war Großmutter Kischtja entkräftet auf die kalte Erde gesunken. Sie hockte neben dem toten Menke-Nassun und sah dem Geschehen mit trübem, leerem Blick zu.
„Was wollen Sie denn mit diesem Rotzbengel, Herr Hauptmann?" rief einer der Kosaken. – „Maul halten, Kadyrow!" schnauzte ihn Mitrjassow ärgerlich an. „Hilf mir lieber, diesen Schlitzäugigen einzufangen!"
Kadyrow ritt auf Bairta zu und ließ seine Peitsche mit aller Kraft auf ihren Rücken niedersausen. Laut schreiend fiel sie vor die Hufe seines Pferdes. Selbstzufrieden sagte der alte Kosak: „Bitte, Herr Hauptmann, nehmen Sie sich den Balg!" – Der ergriff den Jungen und wendete sein Pferd.
„Sodbo, mein Kind! Mein kleines Kälbchen!", jammerte Mutter Bairta. Unfähig, sich zu erheben, klammerte sie sich an Wurzeln fest, kroch auf dem Boden im eisigen Schneematsch, raufte sich das Haar, zerriß ihr Kleid und verfluchte die Kosaken mitsamt dem Chan Ubuschi.
Im Unterschied zu Abram Hannibal sind von Feodor Kalmück weder Name noch Herkunft verbürgt. Das Material über ihn, verfaßt von Deutschen, Franzosen, Engländern, Russen, Kalmyken, ist „voller bunter und widersprüchlicher Angaben, die bisweilen nicht nur voreingenommen, sondern gröblich falsch und tendenziös sind". (Balakajew). Eines aber ist als sicher anzunehmen: Feodor Iwanowitsch Kalmück ist ein Kalmyke aus dem Stamme der Torguten, geboren bei Astrachan.
Und darauf sind in Kalmykien nicht nur der Direktor des Museums stolz und der Kulturminister…

Männermütze

Stippvisite in Lola

„Kalmyken öffnen uns die Tür, / so können wir der Glut entfliehen. / Im kühlen Dämmer hören wir / weit draußen eine Stute wiehern. / Jetzt reicht man uns Kumys. Vorbei / die Qual des Durstes und vergessen! / Der Trank ist eisigkalt, als sei's / Ein Schluck aus Hochgebirgsgewässern."

Kaissyn Kulijew, balkarischer Lyriker, geboren 1917 (gekürzt)

Das Kumys-Sanatorium in Lola ist achtzehn Kilometer von Elista entfernt. Es ist ein Sanatorium besonderer Art, im europäischen Rußland ist es überhaupt einzigartig: Wer als Patient kommt, hat eine Lungenkrankheit hinter sich und macht hier eine Kumys-Nachkur, die einen Monat dauert, aber auch fünf Monate dauern kann.

Kumys ist ein dem Kefir ähnliches vergorenes Sauermilchgetränk aus Stutenmilch. Als die Kalmyken noch Nomaden waren, ein Volksgetränk. Heute wissenschaftlich hergestellte Medizin. Das Ferment dafür kommt aus dem Rjasaner Institut für Pferdezucht.

Chefarzt Anatoli Tschurjumow überreicht jedem von uns ein Glas als Begrüßungstrunk. „Bei 40 Grad plus", sagt er dazu, „das schmackhafteste und erfrischendste Getränk, das sich denken läßt." Daß es uns nicht so ganz zusagt, liegt sicher einzig und allein daran, daß keine 40 Grad sind…

Im Sanatorium betreuen sechs Ärzte und achtzehn Krankenschwestern einhundertfünfzig Patienten. Alle Patienten, die wir befragen, schwören auf Kumys, darauf, daß sie ihr Wohlergehen einzig und allein diesem eiweißreichen Getränk verdanken. Jeder Patient erhält am Tag eine Flasche davon,

Ein Mensch mit Schulden ist wie ein gefesseltes Pferd.

Reis in der Sarpisteppe, die – durch ein ausgedehntes Bewässerungssystem – nach dem Kubangebiet zweitgrößtes Reisanbaugebiet der Sowjetunion werden soll.

der Alkoholgehalt beträgt vier Prozent.

Das Melken der Stuten erfordert viel Einfühlungsvermögen, „auch Mut", sagt Polla Bogdanowa, „die Pferde sind wild, schnell bereit zuzubeißen. Wenn man nicht liebevoll genug mit ihnen umgeht, versagen sie die Milch."

Hier geht man liebevoll genug mit ihnen um, denn es ist noch niemals vorgekommen, daß dem Sanatorium die Milch ausgegangen ist.

Eine Flasche Kumys – Inhalt ein halber Liter – kostet 31 Kopeken.

Ohrring

Gleiche unter Gleichen

„Dieses Volk, von der Geistlichkeit betrogen und um Essen und Trinken gebracht, von den Beamten gedrückt und geplündert, ist dermaßen arm, daß unser höriger Bauer aus Nordrußland, verglichen mit den Kalmücken, ein Herzog, ein Lord ist…“

Alexej Pissemski (1821–1881), russischer Schriftsteller

„Von Lola schnell zu Lydija“, scherzt Genadi Masanow, der sich, wie alle Kalmyken, mit denen wir uns inzwischen wiederholt getroffen haben, überhaupt nicht mehr wortkarg gibt. Man kann eben mit seinem Urteil nicht vorsichtig genug sein…

Lydija Dawydowna Lebedjewa (Foto oben) ist Sekretär für Agitation und Propaganda beim Gebietskomitee der Kalmykischen ASSR. Im Astrachaner Gebiet geboren, hat sie in Stawropol die Pädagogische Hochschule besucht, dann die Parteihochschule in Moskau, dann die Moskauer Akademie der Gesellschaftswissenschaften. Von Beruf Geschichtslehrerin, hat sie inzwischen ihre Dissertation verteidigt. Ihr Vater war Arbeiter, die Mutter Hausfrau, von zehn Kindern sind drei am Leben geblieben. Sie und zwei Schwestern, beide tätig im medizinischen Dienst.

Lydija Dawydowna, es ist innerhalb unserer Serie über „Völkerschaften der UdSSR“ bisher nur einmal (bei den Adygen) vorgekommen, daß uns zum offiziellen Interview eine Frau gegenübersaß. Ich möchte Sie deshalb gern als erstes zur Gleichberechtigung der Frau in der Kalmykischen ASSR befragen. Wie steht es damit?

Wie sind denn Ihre kalmykischen Erfahrungen?

Die Kalmyken sind sehr ritterlich.

Die Kalmykin war auch vor der Revolution nicht so unterdrückt wie die Frau in den islamischen Ländern. Von Gleichberechtigung allerdings konnte keine Rede sein. Eine Mutter jedoch genoß bei den Kalmyken immer großen Respekt.

Und genießt ihn auch heute noch?

Unbedingt. Auch noch heute gilt dieses Sprichwort: Die Dankesschuld an die Mutter kannst du auch dann nicht abtragen, wenn du Fleisch auf dem Handteller für sie brätst.

Und die Frauen im allgemeinen?

Lassen wir Zahlen sprechen: 40 Prozent der Deputierten der Kalmykischen ASSR sind Frauen, 38 Prozent der Betriebs- und Institutsleiter; im Exekutivkomitee des Rayons Kaspiski sind 60 Prozent der Mitarbeiter Frauen. Bei den Ärzten sind es 84 Prozent, bei den Lehrern 83 Prozent, bei den Kulturschaffenden 78 Prozent; 53 Prozent der Künstler sind Frauen, 42 Prozent der Wissenschaftler. Wir wollen allerdings in Zukunft Wert darauf legen, daß mehr Männer in den Schuldienst gehen. Die Schulreform orientiert darauf, daß Kinder unbedingt auch von Lehrern erzogen werden. – Wir haben Frauen auch in ganz hohen Funktionen: Der Ministerposten für soziale Versorgung und der Posten des Ministers für Wasserwirtschaft und Melioration sind von Frauen besetzt; zwei Stellvertretende Vorsitzende des Ministerrats sind Frauen, zehn Stellvertretende Minister; vier Frauen sind Vorsitzende von Gewerkschaftsorganisationen. In der Volkswirtschaft arbeiten 40 Prozent Frauen, in der Industrie sind es 57 Prozent. Für unsere kleine Republik ist das sehr viel. Übrigens: Die Kalmykinnen sind sehr an Weiterqualifizierungen interessiert, unsere Männer sind da sogar etwas weniger bildungshungrig.

Wir waren auch im neuen, ganz modern eingerichteten Gebäudekomplex Ihrer Staatlichen Universität. Man sagte uns, daß 75 Prozent der Studenten in Elista Kalmyken sind.

Vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution konnten nur zwei Prozent der Kalmyken schreiben und lesen. In den zwanziger Jahren leistete eine sogenannte Fünftausender Armee (viele davon russische Lehrer und Komsomolzen) eine ungeheure Arbeit, sie lehrte 35 000 Menschen in Kalmykien das Schreiben und Lesen. – Die Kalmykische Staatliche Universität öffnete 1970 ihre Pforten, der neue Gebäudekomplex ist erst im vorigen Jahr hinzugekommen. Heute werden an sieben Fakultäten fast fünftausend Studenten ausgebildet. Laut der letzten Volkszählung von 1979 nehmen die Kalmyken im Beherrschungsgrad der russischen Sprache einen der ersten Plätze ein; sie sprechen das Russische völlig akzentfrei.

Die Kalmyken sind seit alters Viehzüchter. Viele sind es auch heute noch mit Leib und Seele.

Zu den wichtigsten Dokumenten, die den historischen Weg des kalmykischen Volkes bestimmten, gehört das „Dekret über die Wiederherstellung der kalmykischen Viehzucht“, 1919 von Lenin unterzeichnet. Heute ist die moderne Viehzucht Kalmykiens besonderer Stolz. Bedeutend erhöhte sich die Anzahl reinrassiger Merinoschafe. Pro 100 Tiere werden 125 Lämmer erzielt, die Wollschur beträgt 2,7 Kilogramm pro Tier in reiner Faser. Unsere Republik ist zu einem der Hauptlieferanten von feiner Schurwolle geworden. Es gibt heute spezialisierte Rasseviehsowchosen für die Zucht von Rindern, Schafen, Pferden. Wir legen besonderen Wert auf die Zucht von Pferden der Don-, der Budjonny- und der Achaltekiner Rasse. In den letzten Jahren haben wir unsere Pferde auf Auktionen nach Dänemark, Holland, Italien und der BRD verkauft.

Mit dem Ackerbau hatten die nomadisierenden Kalmyken nichts im Sinn…

Durch den Eintritt der Kalmyken in den russischen Staat hat sich in ihrem Leben vieles zum Positiven verändert. Dazu zählen wir auch die fruchtbringende Vereinigung der russischen Ackerbaukultur und der kalmykischen Viehzüchterkultur. Mit dem Eintritt in den russischen Staat konnten die ständigen inneroiratischen kriegerischen Auseinandersetzungen eingedämmt werden. Erst innerhalb der Grenzen Rußlands erhielten die Kalmyken in Form des Kalmykenchanats ihre nationale Staatlichkeit. Der Beitritt in den russischen Staat war progressiv, obwohl es der von den eigenen Herrschern und von den zaristischen Beamten doppelt ausgebeutete Kalmyke sehr schwer hatte. – Die ersten vorübergehenden kalmykischen Ackerbauversuche gehören in das 18. Jahrhundert. Erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelte sich der Akkerbau kontinuierlich. Zunächst begannen wir in der Kalmykensteppe mit dem Getreideanbau, dann folgten Gartenbau, Gemüse-, Melonenanbau und das Anlegen von Tabakplantagen. Wurden 1920

Mit dem Hund zu spielen, kostet den Mantelsaum, mit dem Noion (Fürsten) zu

In der Autoreparaturwerkstatt in Elista, 1968 gegründet, 1985 bei laufender Produktion rekonstruiert; in den dreißiger Jahren bestaunten die Kalmyken das erste Automobil.

an den Staat 500 Tonnen Getreide verkauft, so waren es 1940 37 000 Tonnen, 1983 125 000 Tonnen. Nach der Revolution begannen wir auch andere Kulturen anzubauen: Sonnenblumen, Kartoffeln, Mais, Luzerne. Nun ist geplant, die Sarpisteppe Kalmykiens zum zweitgrößten Reisanbaugebiet der Sowjetunion nach dem Kubangebiet zu machen.

Ist es richtig, die Kalmykische ASSR als eine Agrar-Industrie-Republik zu bezeichnen?

Die Kalmykische ASSR ist eine Republik mit hochmechanisierter Landwirtschaft und sich entwikkelnder Industrie. Gab es im vorrevolutionären Kalmykien keinen einzigen Industriebetrieb, so gibt es heute siebzig Betriebe in ganz unterschiedlichen Branchen. Der größte ist der Maschinenbaubetrieb in Kaspiski. In Elista sind wir besonders stolz auf unser Autoreparaturwerk, auf die Betriebe für Baumaterialien, die für Nahrungs- und Leichtindustrie; Wolle, Leder, Fleisch werden in zwanzig Gebiete der Sowjetunion geliefert.

Der sowjetische Schriftsteller Michail Kolzow schrieb in den zwanziger Jahren, wenn es auf der Welt keine Automobile gäbe, müßten sie für Kalmykien erfunden werden.

In einer Republik wie der unsrigen kommt dem Kraftverkehr wirklich eine große Bedeutung zu. Es gibt heute in Kalmykien 34 000 Kraftwagen, die sommers und winters stark strapaziert werden. Sie haben unser Autoreparaturwerk ja besucht.

Man hatte dort alle Hände voll zu tun. Man weiß sehr gut zwischen „unschuldigen Kraftfahrern" und „Stammkunden" zu unterscheiden. Die Kraftwagen verkehren auf asphaltierten Straßen von Elista aus nach Stawropol, Wolgograd, Astrachan und Rostow...

...und mit Flugzeugen – 1931 wurde die erste Landestation errichtet – sind wir mit zehn Republiken und zwanzig Städten unseres Landes verbunden.

Für Kalmykien ist Wasser geradezu ein Zauberwort.

Wir sind dabei, einen Teil der Trokkensteppe in fruchtbare Felder zu verwandeln. Im Norden der Republik ist das Sarpi-Bewässerungs- und Berieselungssystem, das mit der Wolga in Verbindung steht, schon in Betrieb; im Südosten funktioniert das Tschernosemelskeraja-Bewässerungssystem, das aus dem Tschograiski-Staubecken gespeist wird. Bis jetzt haben wir über 600 000 Hektar bewässerter Ländereien. Der Bau des Prawo-Jegorlyker Systems ist im Gange, es wird etwa 15 000 Hektar bewässern. Sie werden bestimmt staunen, wenn Sie in die Sarpisteppe kommen!

Wir reisen noch dorthin, vorher sind wir aber mit Ihrem berühmten Dichter David Kugultinow verabredet...

...der seit Jahren Deputierter des Obersten Sowjets ist.

Lydija Dawydowna, uns interessieren noch die Versuche, in Kalmykien Wald anzupflanzen.

Erste Versuche der Anpflanzung von Wald wurden bereits im vorigen Jahrhundert unternommen, um die Tiere im Winter vor Kälte und Schneestürmen und im Sommer vor der Gluthitze und den Sandstürmen zu schützen. Es gelang damals nicht. Unter der Sowjetmacht begann man erneut, Bäume zu pflanzen. Gegenwärtig sind auf den Weiden etwa 14 550 Hektar Schutzwaldstreifen geschaffen. Wieviel Mühe war dazu erforderlich!

Sie sagten zu Beginn unseres Gesprächs, daß von den zehn Kindern Ihrer Eltern nur drei am Leben geblieben sind.

Am Vorabend der Revolution gab es in ganz Kalmykien fünf Ärzte, elf Feldschere, fünf krankenhausähnliche Häuser mit 77 Betten. Russische Ärzte organisierten nach 1917 unser Gesundheitswesen. Heute sind die Geißeln Kalmykiens – Fleckfieber, Pocken, Trachom – völlig liquidiert, und auch der Tuberkulose haben wir fast den Garaus gemacht.

Lassen Sie mich zum Abschluß unseres Gesprächs sagen, daß die heutige Generation tiefe Verbundenheit und Dankbarkeit gegenüber ihren fernen Vorfahren empfindet. Einst heimatlos, sind wir Kalmyken heute dank der Leninschen Nationalitätenpolitik Gleiche unter Gleichen. In unserem Heldenepos „Dshangar" ist von dem Märchenland Bumba die Rede. Wir leben heute in einem solchen Land, wo ein Volk dem anderen wohlgesonnen ist. Alle Wünsche unseres Heldenepos konnten allerdings nicht in Erfüllung gehen: Der nächste Winter mit all seinen Sorgen kommt bestimmt, und dem Altern der Menschen, dem konnten auch wir nicht Einhalt gebieten.

Fettschale

Im Märchenland Bumba

„Die große Bedeutung des ‚Dshangar' wird durch die gesamte Geschichte des kalmykischen Volkes bestätigt. Die kalmykischen Krieger, die an den Volksaufständen Rasins und Pugatschows teilnahmen, sowie jene, die in den nationalen Verteidigungskriegen des russischen Volkes gegen die Schweden im Heer Peters I., unter Kutusows Oberbefehl gegen den Einmarsch Napoleons und im Bürgerkrieg mitkämpften, sie alle begeisterten sich an den Taten Dshangars und seiner zwölf Recken, die ‚tage- und nächtelang ritten ohne zu ruhn'. "

Boris Jakowlewitsch Wladimirzew, (1884–1931), Akademiemitglied

Die Kalmyken besitzen einen großen Schatz an mündlicher Volksdichtung: an Märchen, Legenden, Heldengesängen. Die großartigste und beliebteste Schöpfung der Oiraten (Kalmyken) ist das Heldenepos „Dshangar", von Dshangartschi (Volkssängern) fünf Jahrhunderte lang weitergegeben. Chan Dshangar ist der Herrscher über das Wunderland Bumba. Hier kennt man weder Hitze noch Frost, weder den Tod noch das Altern; jedermann bleibt fünfundzwanzig Jahre jung. Keiner unterscheidet hier zwischen Mein und Dein, es herrscht allgemeiner Wohlstand, alle Einwohner rühmen ihr wonnevolles Dasein:

Frieden und Glück ward diesem Lande zuteil,
wo niemals Winter ist, ewig der Frühling weilt,
wo der Lerchen köstlicher Rundgesang
fröhlich wetteifert mit Nachtigallenklang,
wo selbst der Regen gleich süßem Tau niederrinnt,
der Tod unbekannt ist und alle unsterblich sind,
wo der Himmel in unvergänglichem Blau erstrahlt,
wo jedermann jung ist und niemand alt –
ein düftetrunkenes, sonnengleißendes Land...

Die Verteidigung des Bumba-Landes ist Hauptthema des „Dshangar". Alle zwölf Heldengesänge schildern einzelne Episoden der kriegerischen Auseinandersetzungen Dshangars und seiner Rekken mit fremdländischen Feinden. Alle diese Kämpfe werden als Verteidigungskriege, als Kriege zur Abwehr fremder Eroberer geschildert. Lebenszweck der Helden des „Dshangar" ist der Dienst am Volk, der Haß auf dessen Feinde. Wohl kein Kalmyke, der den Eidschwur der Recken nicht kennt:

Der Speerspitze sei unser Leben geopfert im Streit,
dem heimischen Land sei jedweder Herzschlag geweiht.
Genug drum der Prahlsucht, des Neids und der Gier!

Das Kalmykische Staatliche Theater wurde 1936 gegründet, das historische Stück „Aufruf Lenins" steht seit 14 Jahren auf dem Spielplan. Anfangs wurden A. Ostrowski, Gogol, Gorki, Schiller, Molière... gespielt. Heute sind auch viele kalmykische Dramatiker im Spielplan: Sajan-Belgien, Balakajew, Budshalow, Sangadshijew...

Heimtücke und Wortbruch verabscheuen wir.
Wir öffnen die Brust uns, bereit jeden Tropfen
Herzblutes dem eigenen Volke zu opfern.
Getreu unsrem edlen Dshangar, dem Feldherrn und Chan,
wollen wir immer zusammenstehn wie ein Mann.
Und niemals weiche ein Recke ängstlich zurück,
wenn er der Feinde unzählige Scharen erblickt.
Sein Schlachtroß, es komme so schwer dann zu Fall,
daß er nicht mehr kann fliehn über Berg und Tal.
Selbst Eisen, im Feuer zur Weißglut gebracht,
mache den Recken nie ängstlich und schwach,
noch schrecke ihn jemals die Wucht und die Wut
der windgepeitschten, rasenden Flut.
Kein Recke sei auch dieses Namens wert,
der sich einschüchtern läßt von eisernem Schwert!
Und immer sei'n wir auf Wahrheit bedacht,
und immer auf redliche Klarheit bedacht…

Der Palast Dshangars wurde von sechstausendundzwölf Meistern erbaut – aus Korallen und Perlen, die Wände sind mit farbigem Glas geschmückt und mit Ochsenhäuten ausgelegt. Dshangar ist nur „drei Finger breit niedriger als der Himmel", seine sechzehnjährige Frau trägt Ohrringe, so groß „wie die Erdäpfel eines zweijährigen Kamels". Als besonders leidenschaftlicher Patriot wird einer der zwölf Helden, der Recke Chongor, geschildert. Chongor ist der beliebteste Volksheld der Kalmyken. Er vereinigt in sich „sämtliche neunundneunzig menschlichen Tugenden". Treffend charakterisieren den Recken Chongor diese Zeilen:

Im Gefecht vergißt er das Wörtchen zurück sofort,
im Gefecht ist vorwärts sein Losungswort.

Im „Dshangar" wird nicht die rohe Körperkraft verherrlicht. Der jeweilige Held besiegt die unzähligen Feinde durch Scharfsinn, Gewandtheit und Schlauheit. Und nicht selten sind es Kinder (dreijährige sogar), die mit Hilfe dieser Eigenschaften ganze Scharen von Riesen überwinden. Das Epos enthält etliche Gesänge, die den Heldentaten blutjunger Patrioten gewidmet sind.
Nicht Menschen allein agieren als Helden des Epos. Auch Reitpferde, die berühmten kalmykischen Streitrosse, stark und ausdauernd, entscheiden häufig den Ausgang eines Gefechts. Im Epos ist ihnen Redegabe und Weisheit verliehen, sie sind der Recken treue Freunde in Freud und Leid. Dshangars

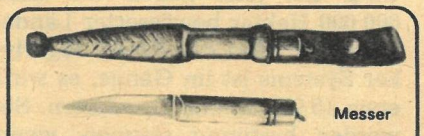
Der Buchverlag in Elista erhielt bei den jährlichen Wettbewerben der Buchkunst der RSFSR insgesamt 40 Auszeichnungen.

Streitroß Aransal wird so geschildert:
Aransal ballte im Widerrist
seine Schönheit, die drohend war,
Aransal ballte in seinem Blick
seine Sehkraft, so scharf und klar,
Aransal ballte im Sprunggelenk
seine Schnelligkeit wunderbar.

Und ein weiteres Loblied auf das Pferd:
Gerühmt wird beim Renner von jedermann:
Ein Schwanenhals, ein Rücken wie beim Kulan,
die Brust, so mächtig wie der Altai,
der Schopf, als wenn's eine Seerose sei,
die Ohren gleich Traghenkeln, zierlich geschnitzt,
sein Auge wie das eines Jagdfalken blitzt,
die Schneidezähne wie eine Zange aus Stahl…

Trotz unübersehbarer feindlicher Heerscharen, trotz der „drei fürchterlichen Nöte" – Wirbelsturm, Steppenbrand, Überschwemmung –, trotz Schulmussen – böse Geister und Teufel –, trotz Mungussen – menschenähnliche Wesen, die Menschen fressen – siegen die Recken des Landes Bumba, weil die Gerechtigkeit auf ihrer Seite ist.
Die Hauptstadt des heutigen Bumba-Landes ist Elista, „eine Steppen-Fata-Morgana, die feste, greifbare Form angenommen hat" (Paustowski). Nina, Genadi Masanow und ich, wir haben das erste Mal Zeit für einen kleinen Abendbummel. Genadi Masanow führt uns zur sprudelnden Quelle, der die Stadt Elista ihren Standort zu verdanken hat; zum Denkmal Lenins, der sich auch um die Orientalen besonders bekümmerte; zum Memorial-Komplex, der die Köpfe der Menschen zeigt, die ihr Leben beim Kampf um die Sowjetmacht eingesetzt haben; zum Denkmal der Gefallenen des Großen Vaterländischen Krieges – es ist blumengeschmückt; zum Panzer der 28. Armee, deren kalmykische Besatzung Elista mit befreite.
Im Stadtpark setzen wir uns auf eine Bank, lassen Elista an uns vorüberziehen… Die Kaukasier, über sie weiß ein jeder, wie feurig und temperamentvoll sie sind; die Kalmyken aber, glaube ich, stehen ihnen in nichts nach.
„Genadi, gibt es in Kalmykien noch Überreste des Buddhismus?" – „Nein, nicht im täglichen Leben. Nur in Museen finden Sie noch Kultgegenstände, Lamakleidung, Schellentrommel…"
Unvermittelt fragt Nina ein junges Mädchen: „Kennst du das Land Bumba?" – „Ja." – „Gefällt es Dir?" – „Ja, sehr." – „Warum?" – „Weil

in diesem märchenhaften Land keiner dem anderen ohne Grund etwas Böses tut. Es wäre schön, wenn es überall auf unserer Welt so wäre."
Die das „so auf Anhieb" sagt, heißt Anja Archanowa und geht in die 8. Klasse.



Messer

Zeitgenossinnen des Mammuts

„Sobald die kargen Gräser völlig abgeweidet sind, fangen die Kalmücken und Kalmückinnen ihre Kamele ein, brechen die Kibitkas ab, packen den Hausrat, und schon nach einer Stunde setzt sich die ärmliche Karawane in Marsch.
Die Kinder schaukeln auf den Kamelen in Säcken oder Körben, die ebenso wie die übrigen Traglasten festgebunden und innen mit Filzdecken oder Schaffellen ausgelegt sind – nur die Köpfe der Kalmücklein schauen hervor. Die jungen Kalmücken und Kalmückinnen, festlich gekleidet und auf den allerbesten Pferden, reiten um die Wette. Rechter- und linkerhand ziehen die Herden durch die riesigen Räume. Im November wählen die Kalmücken ihren Winterstandort dort, wo Schilf oder Unterholz an der Wolga einen gewissen Schutz vor den Stürmen und zugleich Feuerung bietet. Sie leiden Not, und ihr Lager wird manchmal vom Sturm abgerissen."

Nikolai Gogol (1809–1852), russischer Dichter

Wir fahren heute über Land, zuerst nach Jaschkul, südöstlich von Elista gelegen – um, wenn wir Glück haben, auf Antilopen zu treffen – und dann noch ein Stückchen weiter zum Sowchos Utta, um dort eines dieser Lauftiere zu braten und aufzuessen. Tja…
Kalmykien besteht aus drei Vegetationszonen: aus Steppe, Halbwüste, Wüste. So hatte uns des Museums Direktor informiert, und so ist es jeder in Kalmykien erschienenen Karte zu entnehmen. Die Fahrstrecke unseres heutigen Ausflugs ist 120 Kilometer lang, wir verbleiben also in der größten Zone, in der Zone der Halbwüste. Mir will statt Halbwüste aber der Begriff Wüstensteppe besser gefallen. Diese Wüstensteppe (Halbwüste) ist Übergangsgebiet zwischen der Grassteppe im äußersten Westen Kalmykiens und der Wüste im kalmykischen Osten.
Wie stellt sich uns die Wüstensteppe dar? Baumlos, vegetationsarm, Trockenheit liebende Gräser und Kräuter, hier und da mal hochwüchsige Stauden, Knollen- oder Zwiebelgewächse. Sind Gräser und Kräuter rot, so haben wir eine Sonderform der Steppe vor uns: die Salzsteppe. Ansonsten aber ist die Wüstensteppe außerhalb der Frühlingsmonate gelb-braun verdorrt, ganz und gar unansehnlich, soweit das Auge reicht. Des öfteren kommen, entlang der Straße, Viehherden ins Bild: Schafe, Rinder, Pferde. Wo Herden zu sehen sind, da kann man sicher sein, daß Wasser in der Nähe ist, echtes, was selten genug ist, oder gestautes.
Ich frage Anton Romanow, den Vorsitzenden des Journalistenverbandes, der heute statt Genadi Masanow mit von der Partie ist, was ihm an seiner Heimat am meisten gefällt. „Die Steppe", antwortet er, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, „natürlich die Steppe. Es gibt nichts Schöneres, nichts Beruhigenderes als diesen weiten, endlosen Blick. Nichts ist da, woran sich das Auge bricht. Da wird einem das Herz weit, so weit, fühlen Sie denn das nicht?"
Ich habe auf der Zunge zu antworten, daß ich mehr mit Paustowski fühle, der seine Reisekilometer in

Bitten ist schlimm, einen Bittenden abweisen ist schlimmer.

Völkerschafts-Preisrätsel

auf Seite 42

Falls Sie Spaß daran haben, Kreuzworträtsel zu lösen, dann lesen Sie bitte den Beitrag über die Kalmykische ASSR (Seiten 4 bis 15, Seiten 42 bis 53 und Rücktitel) besonders aufmerksam. Sie können gewinnen:

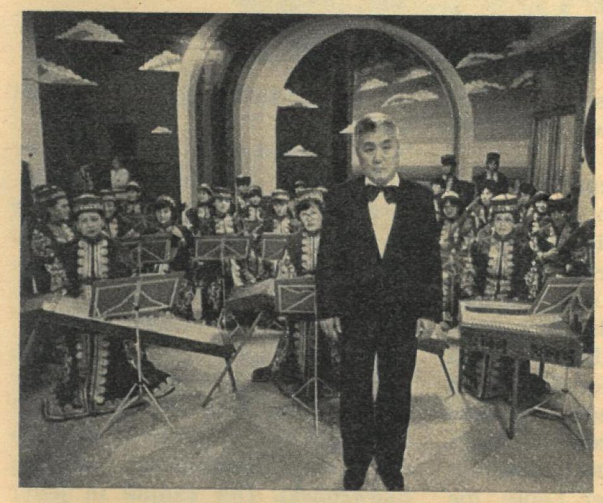
1. Preis: 1000 Mark
2. Preis: 750 Mark
3. Preis: 500 Mark
4. Preis: 250 Mark
5. Preis: 100 Mark
6.—55. Preis: je 25 Mark

Außerdem haben wir wertvolle Souvenirs für Sie aus der Kalmykischen ASSR mitgebracht; sie sind nebenstehend abgebildet.

Fünf Bildbände „Kalmykien" in russischer Sprache losen wir unter den Einsendern aus, die uns ihr Interesse an diesen Büchern mitteilen.

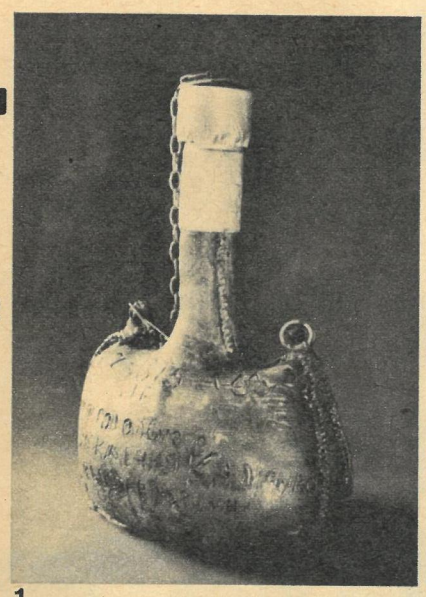
Die Buchstaben in den Kreisfeldern unseres Völkerschafts-Preisrätsels ergeben– zeilenweise gelesen – die Lösung des Preisrätsels (aus 7 Wörtern bestehend). Wenn Sie glauben, die Lösung gefunden zu haben, schreiben Sie diese bitte auf eine Postkarte (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 31. Oktober 1985 (Datum des Poststempels). Anschrift: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Auflösung und Gewinner – Auslosung unter Ausschluß des Rechtsweges – werden in Heft 25/1985 veröffentlicht.

Liebe Leser! Schreiben Sie uns bitte, wie Ihnen unsere Serie „Völkerschaften der UdSSR" gefällt. FREIE WELT setzt die Sammelserie 1986 mit dem Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen fort.



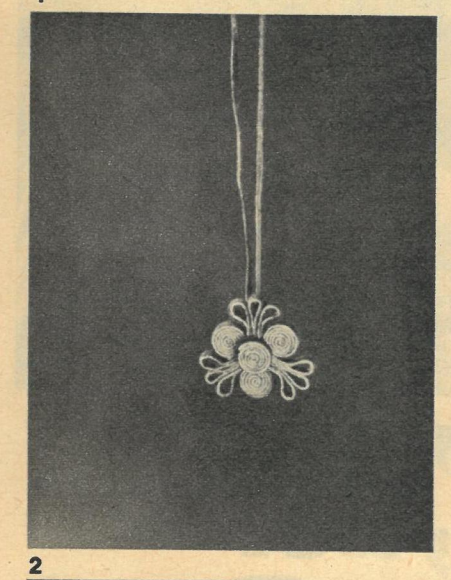
Der kalmykische Komponist Pjotr Tschonkuschow, ausgezeichnet mit dem Großen Preis der Kalmykischen ASSR, ist auch der Leiter und Dirigent des Kalmykischen Volksinstrumentenorchesters „Weiße Akazie". Die Mitglieder proben fünfmal in der Woche je drei Stunden, alle Instrumente werden in der Experimentalwerkstatt von Elista gebaut.

Weiter auf Seite 43 mit dem fortlaufenden Text

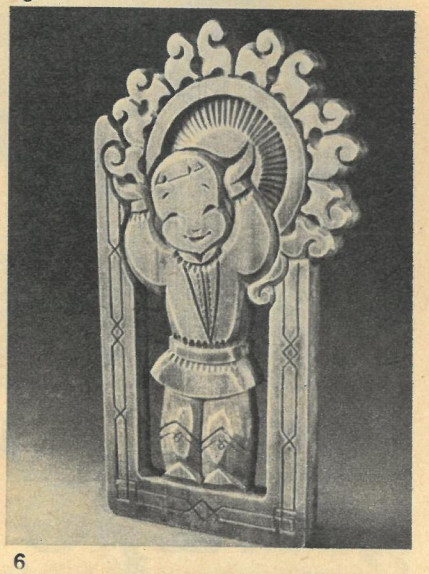


1

5



2

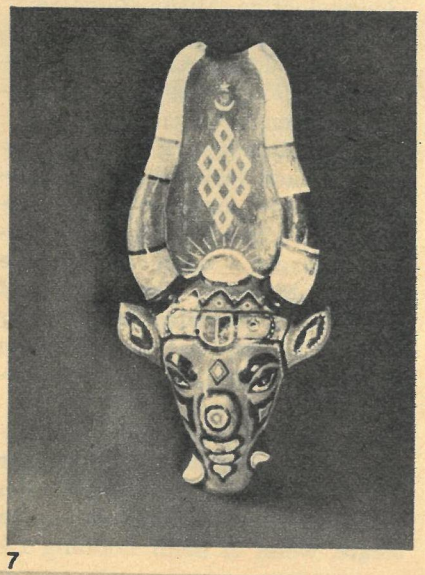


6

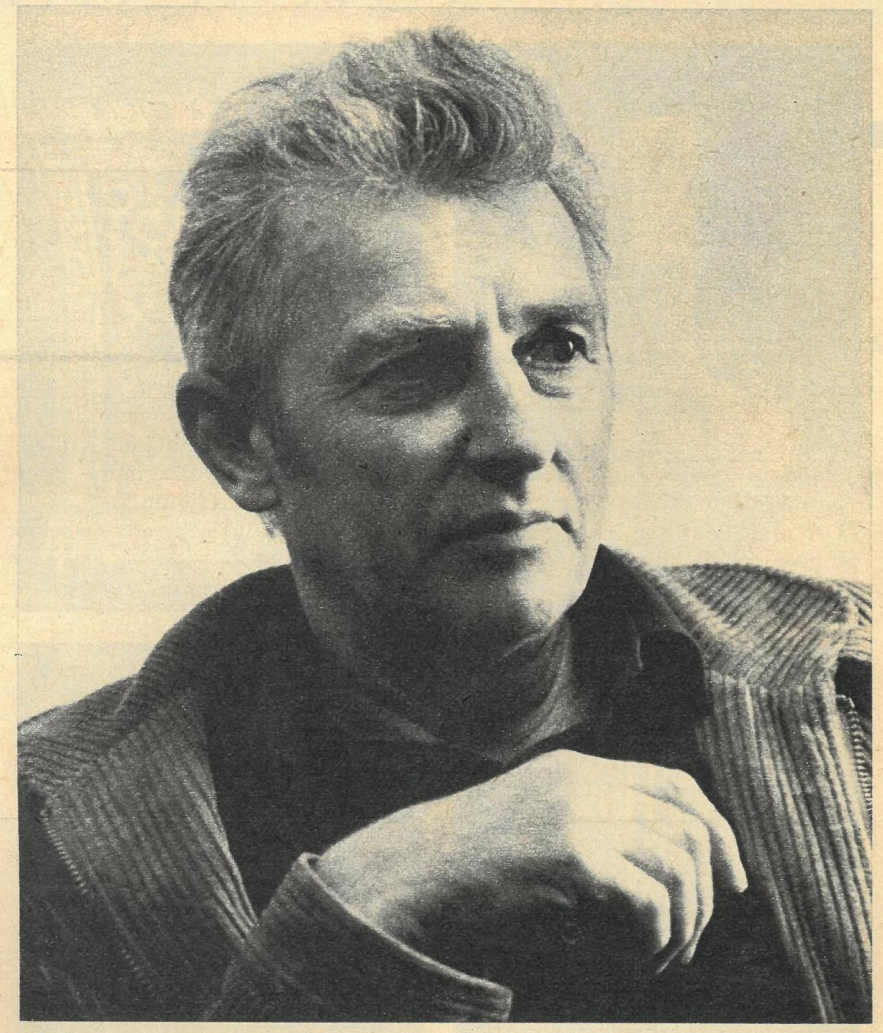
3

1 Lederflasche
2 Lederkette
3 Leder-Brillenetui
4 Ketten-Täschchen
5 Handgewebter kleiner Teppich
6 Holzschnitzerei „Sonnenjunge"
7 Altbuddhistische Maske

4



7



„Krzys", der Oberst a.D.

FREIE-WELT-Reporter besuchten in Warschau einen großen Läufer der Vergangenheit

Zdzisław Krzyszkowiak. Jahrgang 1929. Aus einer Generation von Läufern, denen ehrenhalber nachgerühmt wird, sie hätten sich zu jeder neuen Stunde mit einer neuen Tat gemeldet. Nur ein paar zu seiner Zeit genauso berühmte waren älter als er. Zatopek, Kuz, um hundertfünfundzwanzig Tage der papiergewichtige „Mister Pergament" Rozsavölgyi ... Die meisten anderen, eine illustre Gesellschaft unentwegter Vorwärtsdränger, schauten zu ihrem „Stubenältesten" auf: Iharos, Bolotnikow, Halberg, Chromik... Auch Pirie, dessen tatenloses Mitlaufen unterwegs und Warten auf den Spurt er als „Abstauberei" beklagte – denn e r machte immer „Musike". Grodotzki und Jazy, die im nächsten Jahr fünfzig werden, Elliott, Snell und Roelants waren für ihn „die jungen Burschen".

Einer seiner zahlreichen sportlichen Weggefährten, der Potsdamer Friedrich Janke, bezeichnete ihn als „begnadeten Läufer, der auch siegte, wenn er beim Training zuvor nur so tat, als ob er was machte – er kannte sich ganz genau". Das hat der wortkarge Krzyszkowiak nie bestritten und immer erklären können: „Ein so kleiner Körper wie meiner konnte nicht ständig auf Hochtouren gehalten werden. In den anderthalb Jahrzehnten hoher physischer und psychischer Beanspruchung lernte ich meinen Organismus gut kennen, und es wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen, seine Zeichen in den Wind zu schlagen. Als ich bei den Europameisterschaften 1958 in Stockholm die 5000 und 10 000 Meter gewonnen hatte, machte ich vier Wochen lang so gut wie gar nichts mehr. Ich hätte's wahrscheinlich auch kaum gekonnt."

Drei Jahrzehnte trug er den Waffenrock der polnischen Volksarmee, die ihn mit Glanz und Gloria und hohem Rang aus ihren Diensten entließ. Jetzt ist er Oberst a. D., ein Rentner mitnichten. Als er noch lief, nach seinen Angaben war das mehr als zweimal um die Erde, wurde er Olympiasieger, Europameister, Weltrekordler, Sportler des Jahres. Alle mochten ihn gut leiden und nannten ihn „Krzys". Auf seine Visitenkarte ist ein Bild gedruckt, etwa ein Vierteljahrhundert alt, denn es zeigt ihn als Läufer. Aber so und nicht anders sieht er auch heute noch aus. Zwar graumeliertes Haar und ein paar Fältchen mehr, doch gertenschlank, ohne überflüssige Pfunde, drahtig wie damals. Nur eines hat sich grundlegend verändert: „Ich bin in meinem Leben genug gerannt. Mehr als hunderttausend Kilometer. Jetzt spiele ich nur noch Tennis." Ein Linkshänder ...

Und ein Wandersmann durch Polens Lande. Geboren und aufgewachsen im Dorf Wielichowo bei Poznań. Nach dem Krieg zogen die Eltern in die Nähe von Ostróda, und für den Rest drückte er in Olsztyn die Schulbank. Dann kam Warschau, die Zeit der Siege und Rekorde. Zur Abwechslung mal Bydgoszcz, wo er dreizehn Jahre lang Trainer war. „Dort hatte ich eine Kompanie junger Leute, die mir keine Ruhe ließen. Drei liefen die 800 m unter 1:46, weitere zehn unter 1:50 Minuten." Und wieder Warschau. „Aus der Armee verabschiedet, wollte ich mich endlich mal etwas mehr um meine Familie kümmern. Immer in Zeitnot, hatte ich ja erst geheiratet, als ich schon dreiunddreißig war. Aber in Warschau so dasitzen und nichts machen, was ist das schon! Ich lernte in einem zweijährigen Intensivkursus die deutsche und russische Sprache, ließ mich vom Reisebüro ‚Orbis' engagieren und betreue jetzt ausländische Jagdgesellschaften. Wieder unterwegs – Polen rauf und runter..."

Im Sport und eben auch so hat er sich einen großen Kindheitswunsch erfüllt: „Als ich noch zur Schule ging, stand mir der Sinn nach weiten, weiten Reisen. Dabei träumte ich von Warschau – einmal dorthin und wieder zurück!" Daß dies einmal auf besondere Weise möglich würde, daran hat er nie gedacht. Denn vom Sport hielt er so gut wie gar nichts. Aber da war ein Schulfreund namens Skowronski. Der rannte in jeder freien Stunde. Manchmal ließ sich „Krzys" überreden und ging mit,

Zdzisław Krzyszkowiak. Ein Läufer, der alles konnte: Europameister und Olympiasieger auf drei Strecken, einschließlich Hindernislauf, wo er auch noch Weltrekordler war. „Am liebsten lief ich die 3000 und 5000 m, die 10 000 waren mir schon zuviel. Um der Monotonie von Training und Wettkampf zu entgehen, wandte ich mich der Attraktivität und dem Abenteuerlichen des Hinderlislaufes zu. Meine Siege in dieser Disziplin waren zuallererst Ausdruck der Freude, die ich beim Laufen durch die Natur so nachhaltig empfunden hatte. Und ich konnte nicht immer dasselbe machen – n u r in dieser Disziplin oder n u r in jener, das war mir zu einseitig und zu langweilig."

Jerzy Chromik. Erst wollte er Flieger werden, dann Fußballer. Aber als er l i e f , war man hingerissen von ihm. Er sei „ein Gedicht der Bewegung, eine seltene Ausgabe von Läufer". Er wurde dank großen Willens sogar einer der besten der Welt.

Bronislaw Malinowski. Zweimal Europameister, einmal Olympiasieger über 3000 m Hindernis. Er wollte („am liebsten im Alleingang") auch Weltrekord laufen. Doch dazu kam es nicht mehr. Auf einer Brücke kam sein Auto ins Schleudern ...

aber nur als Begleiter, der auf die Sachen aufpaßte und zuweilen die Zeit aufschrieb, wenn Skowronski gegen die Uhr lief.

Dieses untätige Herumsitzen ärgerte den Freund. Er dachte sich einen Trick aus, simulierte vor einem Rennen in der Schule eine Krankheit und bat „Krzys" mit der Drohung, daß er ihm sonst die Freundschaft kündigen werde, ihn zu vertreten. „Ich willigte ein und machte Skowronski zuliebe mit, sagte dann aber, daß ich von dieser Lauferei ein für allemal genug habe – nie wieder! Doch plötzlich spürte ich, wie schwer ich davon wieder loskam. Irgendwie war ich fasziniert, hatte der Kampf Mann gegen Mann mein Gemüt bewegt und mich aus der Reserve gelockt. Eines Tages nahm sich ein Trainer namens Leopold Szczerbitzki meiner ‚neuen Liebe' an – und ich machte wirklich wieder mit..."

Zdzisław Krzyszkowiaks Auftakt seiner Karriere als einer der besten Läufer der Welt war ebenfalls kurios. Plötzlich, bei einem 5000-m-Rennen, stellte sich heraus, daß er eine der besten Zeiten der Nachkriegsjahre gelaufen war. Als von diesem sensationellen Einstand kaum mehr die Rede war, stellte sich heraus, daß Krzyszkowiak nur 4600 Meter, also eine Runde zuwenig zurückgelegt hatte. Über Nacht verschwand er aus der Bestenliste – mit der Bemerkung in der Zeitung, die Kampfrichter hätten sich geirrt. „Ich werd' euch schon zeigen, wer sich geirrt hat", sagte Krzyszkowiak entrüstet, trainierte und lief, bis er in der Bestenliste wieder drin stand.

Er hat immer mit beeindruckender Bescheidenheit zur Kenntnis genommen, wenn davon die Rede war, mit ihm sei Polen ein neuer Kusocinski erwachsen. Gleichwohl war „Krzys" stolz darauf, daß auch dessen Name fiel, sobald er selbst etwas Großes geleistet hatte. Janusz Kusocinski – der Olympiasieger und zweifache Weltrekord-Nachfolger Nurmis, der furchtlose Widerstandskämpfer gegen die faschistische Barbarei, erschossen 1940 im Wald von Palmiry.

„Ich wollte", so Zdzisław Krzyszkowiak heute, „nicht nur gut laufen können, sondern auch im Leben ein guter und geachteter Mensch sein, vor allem der Jugend ein Beispiel dafür geben, was mit harter Arbeit und Liebe zur Sache alles zuwege gebracht werden kann. Als ich den Kusocinski-Preis erhielt, berührte mich angenehm, daß mir diese Ehre nicht nur zuteil wurde, weil ich siegte und Rekorde lief. Und dabei mußte ich daran denken, wie ich früher beim Training von der Sporthochschule aus an der Weichsel entlang nach Palmiry lief, an Kusocinskis Kreuz verweilte und mir auf dem Rückweg Gedanken darüber machte, wie wichtig es ist, nicht nur mit sportlichen Erfolgen zu glänzen. Ich wollte immer mehr sein als nur ein Läufer."

Als das sozialistische Polen seinen 40. Jahrestag beging, gehörte „Krzys" zu den besten und populärsten Sportlern in den vier Jahrzehnten Volkspolens – mit seinem Freund und Mitstreiter Jerzy Chromik, der Sprinterin Irena Szewinska, dem Radweltmeister Ryszard Szurkowski und vielen anderen. Chromik – ein einst unverzichtbarer Mann an seiner Seite, auch Europameister, auch Weltrekordler, mit „Krzys" einer der Begründer von Polens weltberühmter Schule des Hindernislaufs. Als er von der Bühne des großen Sports abtrat, ging er wieder dorthin, woher er gekommen war – ins Bergwerk. Jetzt ist er Schichtsteiger, ein kluger Mann mit klugen Ideen, „einer der besten Spezialisten unter Tage, die wir haben", wie die Bergwerksleitung berichtet. „Jaja, der Chromik", sagt Krzyszkowiak. „Weil er einen so bestechenden Laufstil hatte, gab es Leute, die nur seine Beine zu sehen brauchten, um zu wissen, wer da lief."

Warum hat Polen vor allen immer so gute Hindernisläufer gehabt? Krzyszkowiak und Chromik, Malinowski und Maminski? „Das ist eben eine in vielen Jahrzehnten bewährte Schule", sagt „Krzys". Es sei eine „Schule des Abenteuers, denn als solche haben wir den Hindernislauf meistens betrachtet. Wir trainierten selten in einem Stadion, fast immer draußen in der Natur. Dort sprangen wir über Hecken und umgefallene Bäume, über hochgewachsene stachlige Gräser und Zäune. Nichts war monoton, nichts stereotyp. Wir liefen kreuz und quer durch die Fluren, und plötzlich hatten wir Lust, neben den 1500 und 3000, den 5000 und 10 000 Metern uns auch mal über die Hindernisse zu erproben. Und aus diesen Abenteuern wurden Siege, Weltrekorde, sogar Goldmedaillen..."

★

Abschied von „Krzys". Mit dem Auftrag, Hermann Buhl und „Fritze" Janke zu grüßen. „Und den jungen Burschen Grodotzki. Wenn er nächstes Jahr fünfzig wird, soll er mich mitfeiern lassen. Ich würde gerne kommen ..."

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Volker Hohlfeld, Archiv (3)

Machtkämpfe um

Wenn man sich die Rolle des Fernsehens im Leben eines durchschnittlichen USA-Bürgers vergegenwärtigt, so weiß man um die Macht dieses Mediums. Umfrageergebnissen zufolge besitzen 98 Prozent aller amerikanischen Haushalte mindestens ein Fernsehgerät, und in einer normalen Familie läuft es ungefähr sieben Stunden pro Tag. Das „Durchschnittskind", so besagen die gleichen Erhebungen, sieht 5000 Stunden fern, bevor es zur Schule kommt, und rund 16000 Stunden bis zum Schulabschluß. Die einzige Beschäftigung, die mehr von der Zeit eines amerikanischen Jugendlichen einnimmt als fernsehen, ist – schlafen. Mit vierzig Jahren haben Amerikaner mehr als eine Million Werbespots gesehen. Für 70 Prozent von ihnen sind Fernsehsendungen die bevorzugte oder ausschließliche Quelle, um sich über politische Angelegenheiten zu informieren – einschließlich der für den Frieden in der Welt so wichtigen Beziehungen zwischen USA und Sowjetunion.

Konzertierte Aktion

„Geld, Macht und Intrigen kennzeichnen amerikanische Fernsehserien vom Schlage eines ‚Denver Clan' und ‚Dallas'. Doch in jüngster Zeit prägen diese Zutaten nicht mehr nur die Endprodukte, sondern auch das Fernsehen selbst, um das regelrechte Schlachten geschlagen werden." So beurteilt ein Beobachter der Medienszene zwischen New York und San Francisco eine nicht abreißende Kette von Kaufangeboten, Käufen und Zusammenschlüssen im kommerziellen Fernsehen der Vereinigten Staaten.

Neu und bemerkenswert daran sind zwei Umstände: Zum einen sind ins Feuer der Aufkaufoffensive erstmalig Monopolgiganten geraten, die landesweit operieren und deren Programme von Hunderten angeschlossener Stationen ausgestrahlt werden. Zum anderen liegen den Machtkämpfen um die Mattscheiben nicht allein die Gier nach märchenhaften Profiten, sprudelnd aus den Werbeaufwendungen der Wirtschaft, zugrunde, sondern auch handfeste politische Motive. „Es sind gegenwärtig konzertierte Anstrengungen im Gange, die Medien als kommunismusfreundlich abzustempeln, um sie zu einer noch offeneren antisowjetischen Haltung zu zwingen", kommentierte das „Bulletin of the Atomic Scientists", Chicago, den derzeitigen Trend.

Ein erstes Signal wurde im März 1985 gesetzt, als urplötzlich die größte Transaktion in der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte außerhalb der Ölbranche zustande kam. Für 3,5 Milliarden Dollar ging die in New York ansässige „American Broadcasting Company" (ABC) mit 214 regionalen Fernseh-, rund 1600 Rundfunkstationen und 14000 Beschäftigten in die Hände einer um vieles kleineren und kapitalschwächeren Gesellschaft über. Bei ihr handelt es sich um „Capital Cities Communications" mit lediglich 7 TV-, 12 Radio- und 54 Kabelfernsehstationen. An den Überraschungscoup knüpften Beobachter die Frage, wer diese Fusion finanziere und ob fortan ein konservativerer Einfluß auf das Denken von Millionen Fernsehzuschauern ausgeübt werden solle.

Wie berechtigt diese Frage war, zeigten weitere Vorkommnisse. Ins Schußfeld geriet das „Columbia Broadcasting System" (CBS), mit 208 angeschlossenen Stationen und 4,8 Milliarden Dollar Umsatz im vergangenen Jahr der größte unter den drei Fernsehriesen der USA (außer CBS und ABC noch NBC). Die Herausforderung kam wiederum von einem relativ Kleinen, Ted Turner. Er gründete 1980 unter der Bezeichnung CNN ein Kabelfernsehsystem, das rund um die Uhr Nachrichten und aktuelle Berichte sendet. Mit 282 Millionen Dollar erreichte er indes nur einen Bruchteil des CBS-Umsatzes. Trotzdem gab er sich siegessicher. Unter Umgehung des Managements wandte er sich direkt an die Aktionäre von CBS, denen er höhere Dividenden im Falle erfolgreicher Übernahme verhieß, und ließ an einem keinen Zweifel: Seine Absichten waren weniger wirtschaftlicher als ideologischer Natur. „Der mächtige Medienkonzern ist ihm noch zu liberal und zu negativ in seiner Washington-Berichterstattung", hieß es in der BRD-Zeitung „Die Welt" über Turner. Und: „Breite Unterstützung findet er in konservativen Kreisen."

Murdoch mischt mit

Während CBS mit Hilfe von Anwälten und Gerichten sowie durch Aufkauf eigener Aktien sich der hartnäckigen Turner-Attacken erwehrte, sorgte der Fall Metromedia für neue Schlagzeilen. Der Firmentitel steht für sieben Fernsehstationen in den größten Städten der USA, die mittlerweile etwa jeden fünften Haushalt des Landes erreichen. Das ganze Paket kaufte zum Preis von zwei Milliarden Dollar ein Mann aus Melbourne, der im Laufe von drei Jahrzehnten ein drei Kontinente umspannendes Multi-Medien-Imperium zusammenzimmerte. Die Rede ist von Rupert Murdoch, dem Gebieter über mehr als 80 Zeitungen und Zeitschriften in Australien, Großbritannien und den USA, dem Beherrscher zahlreicher Rundfunk-, Film- und Fernsehgesellschaften einschließlich des über Westeuropa ausgestrahlten Satellitenprogramms Sky Channel. Politisch hat sich der „Baron der nackten Busen und Popos", als den ihn Londoner Verlegerkollegen ob des von ihm praktizierten Skandaljournalismus titulierten, längst zu einem wütenden Propagandisten der Konfrontations- und Hochrüstungspolitik gemausert.

Die Übernahme von Metromedia, so urteilte das New Yorker Magazin „Newsweek", bedeutet auf längere Sicht nichts anderes als die Schaffung eines vierten landesweiten Fernsehnetzes, stark genug, um mit der herrschenden Troika von CBS, NBC und ABC zu konkurrieren. In welche Richtung die Reise gehen soll, verdeutlichte die Zeitschrift „Time" mit den Worten: „Ein typisches Murdoch-Medium zeigt stets konservative Flagge, und Politiker, denen sein Besitzer wohlgesonnen ist, erfreuen sich immenser Publizität." Wo Murdoch steht, erhellt im Zusammenhang mit dem Metromedia-Erwerb ein weiteres bezeichnendes Indiz: Auf Grund gesetzlicher Bestimmungen gehalten, statt sieben nur sechs Fernsehstationen zu besitzen, verkaufte er eine in Boston sogleich an einen Gesinnungskumpanen weiter, an den Großverleger Hearst. Der Name dieses Konzerns aber ist geradezu ein Markenzeichen für aggressiven Antisowjetismus, Förderung faschistischer und ultrareaktionärer Regimes und übelste Kriegshetze.

Welches Bild die durchweg vom Großkapital beherrschten Massenmedien der USA und speziell das tonangebende Fernsehen von der Sowjetunion zeichnen, haben namhafte bürgerliche Wissenschaftler unter die Lupe genommen. Das einzig Positive, so fand der Journalistik-Wissenschaftler Professor William A. Dorman von der California State University in Sacramento heraus, sei, daß im Vergleich zu den frühen fünfziger Jahren die offenen Beschimpfungen nachgelassen haben. Ansonsten jedoch gab es in der jüngsten Vergangenheit „kaum etwas, das die zentrale These der Reagan-Regierung in Frage stellte, die da lautet: Das nukleare Wettrüsten muß so lange weitergehen, bis die USA Überlegenheit erlangt haben."

Mattscheiben

In einer amerikanischen Kleinstadt verfiel ein Fotograf auf die Idee, alle Fernsehprogramme, die dort ankommen, anschaulich ins Bild zu setzen. Damit wollte er den beherrschenden Einfluß der Mattscheiben auf den amerikanischen Bürger demonstrieren. Dieser ist in der Tat total. Doch das äußere Bild einer Programmvielfalt trügt. Unsichtbar für die Zuschauer vollzieht sich hinter den Kulissen ein machtvoller Kampf um die Studios. Die aggressivsten Kreise, mit Geldmitteln reichlich ausgerüstet, greifen immer gezielter nach dem Medium Fernsehen, um eine noch stärkere Gleichschaltung zu erreichen bei der Desinformation über die UdSSR und der Werbung für eine zügellose Hochrüstungspolitik.

Ein Beitrag von Prof. Dr. Franz Knipping

Doppelte Moral

Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte Stephen F. Cohen, Professor an der Universität Princeton, der konstatierte: „Es besteht in der Tat ein erschreckender Mangel an elementarem Wissen über fast alles, was sowjetisch ist, und dies sogar unter gebildeten Amerikanern." Daß daran das Fernsehen und andere Massenmedien maßgebenden Anteil haben, führt der Politik-Wissenschaftler Cohen auf drei Grundmethoden zurück, die das von ihnen vermittelte UdSSR-Bild kennzeichnen. Erstens, so Cohen, „werden systematisch die negativen Aspekte im sowjetischen System beleuchtet, während die positiven verschleiert werden. Ein zweites Vorgehen der Medien ist subtilerer Art. In scheinbar politischen Analysen verwenden amerikanische Kommentare zu sowjetischen Angelegenheiten weitgehend politische Spezialausdrücke, die von Natur aus äußerst tendenziös sind. Amerika hat eine Regierung, Sicherheitsorganisationen und Verbündete; die Sowjetunion hat ein Regime, Geheimpolizei und Satelliten. Die amerikanischen Führer sind Vollblutpolitiker; die sowjetischen Führer sind verschlagen, gerissen oder noch schlimmeres. Amerika vermittelt der Welt Informationen und strebt nach Einfluß; die Sowjets verbreiten Propaganda und Fehlinformationen und streben nach Expansion und Vorherrschaft."

Als dritte Methode nennt Cohen „die Gewohnheit der Medien, bei der Bevölkerung den Eindruck zu erwecken, daß die Sowjetunion in jedem Falle der Vergehen, deren sie angeklagt wird, schuldig sei... Späteres Beweismaterial, das weniger breite Veröffentlichung fand, widerlegte einige der Beschuldigungen und ließ ernste Zweifel an anderen kommen. Trotzdem bleibt in den Köpfen der meisten, die ich befragt habe, die Sowjetunion all dieser Vergehen schuldig. Im Ergebnis kommt es zur weitverbreiteten Haltung unter Amerikanern, die Politik des kalten Krieges zu unterstützen oder zu dulden." Soweit der Befund von Stephan F. Cohen. Wie es scheint, steht er in diametralem Gegensatz zu jener Unterstellung, auf die sich das Bulletin der Atomwissenschaftler bezog: daß einflußreiche US-Medien „kommunismusfreundlich" seien. Doch der vermeintliche Widerspruch löst sich rasch auf, wenn man die Urheber solch widersinniger Bezichtigungen kennt. Sie gehören zumeist einer obskuren Organisation an, die sich „Fairness in Media" nennt. Ihr Boß, so wußte die BRD-Wochenzeitung „Vorwärts" zu berichten, „heißt Jesse Helms und ist einer der beiden Abgeordneten des Bundesstaates North Carolina im Senat in Washington. Er zählt nicht nur zum extrem konservativen Flügel der republikanischen Partei, er führt ihn an. Kaum einer kann mehr Geld locker machen als Jesse Helms – sein Wahlkampf im vergangenen Jahr war der teuerste in der amerikanischen Parlamentsgeschichte." Und das will schon etwas heißen, liegt doch der Mindesteinsatz eines Senatsanwärters für Fernsehwerbung bei 1,2 Millionen Dollar.

Nach der Wiederwahl Präsident Reagans im November 1984 verstärkten die Ultrarechten beträchtlich ihre Aktivitäten, um die neue Administration auf ihren Kurs festzulegen. Eine Fülle von Vereinigungen mit wohlklingenden Namen wie „Heritage Foundation", „Coalition for Freedom", „National Congrational Club", „Jefferson Club" machte in Öffentlichkeit und Kongreß lautstark Stimmung für eine militant-aggressive Politik nach innen und außen. Die Möglichkeit, daß es mit der Sowjetunion zu Vereinbarungen über einen Stopp des nuklearen Wettrüstens kommen könnte, bedeutete Gruppierungen dieses Schlages soviel wie „nationaler Verrat" und „Verzicht auf Amerikas gottgewollte Überlegenheit" in der Welt. Und jeder, der nicht der gleichen Meinung war, wurde verunglimpft als „Weichling", „Liberaler" oder „Kommunist", wobei nach vorherrschender Denkart das eine genau so schlimm ist wie das andere.

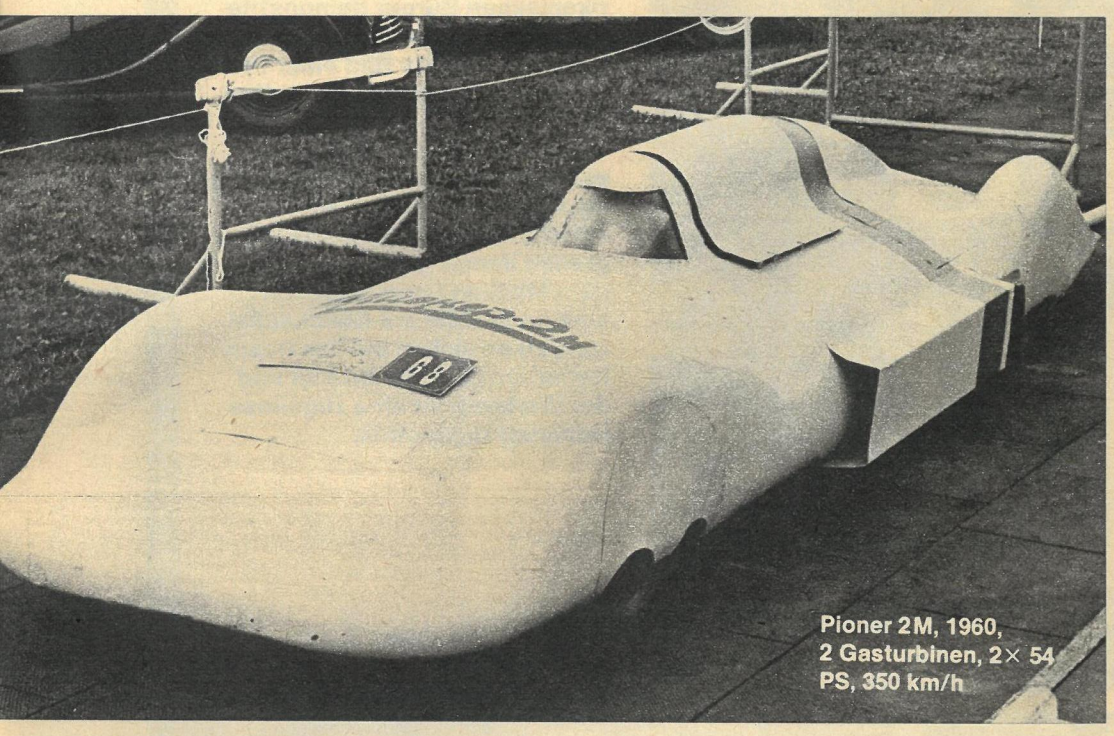
Jagd an der Börse

Helms und sein „Fairness in Media"-Verein machten „Amerikas ärgste Feinde" in den Massenmedien und speziell im Fernsehen aus. In ihrer Sicht bietet sich die Medienszene als einzige Verschwörung dar. Einer der Vordenker der „neuen Rechten", der ehemalige Geheimdienstler James Tyson, setzte allen Ernstes die Legende in Umlauf, etwa 4000 Journalisten in den USA seien in Wirklichkeit sowjetische Agenten. Um sie aufzuspüren und unschädlich zu machen, empfahl er, in allen Nachrichtenredaktionen des Fernsehens einen regierungsamtlichen Aufpasser einzusetzen. Die Fernsehnachrichten, so Tyson, seien viel zu wichtig, als daß man sie Redakteuren überlassen könnte. Doch es blieb nicht bei verbalen Attacken und Einschüchterungen. Helms und Konsorten schickten sich zugleich an, die „liberalen Elemente" im US-Fernsehen an den Börsen zu jagen, um selbst die Verfügungsgewalt über ein nationales Netz zu erlangen. In einem von Helms unterzeichneten Brief forderte „Fairness in Media" seine Förderer und Sympathisanten auf, an der New Yorker Börse massenweise CBS-Aktien zu kaufen. Das erklärte Ziel bestand darin, auf der nächsten Aktionärsversammlung die Geschäftsleitung abzuwählen und durch eine neue zu ersetzen, die „den liberalen Tendenzen ein Ende macht". Diese Aktion freilich scheiterte. Erfolglos verlief auch der Versuch, CBS mit Hilfe eines kostspieligen Gerichtsverfahrens zur Strecke zu bringen. Auf 120 Millionen Dollar Schadenersatz verklagte General Westmoreland, zwischen 1964 und 1966 Oberbefehlshaber in Südvietnam, die Fernsehgesellschaft, die ihm Zahlenmanipulationen über die seinerzeitige Truppenstärke der vietnamesischen Freiheitskämpfer vorgeworfen hatte. Obwohl die Ultrarechten die Prozeßkosten des Generals übernahmen, erhielt dieser am Ende nicht einen Cent.

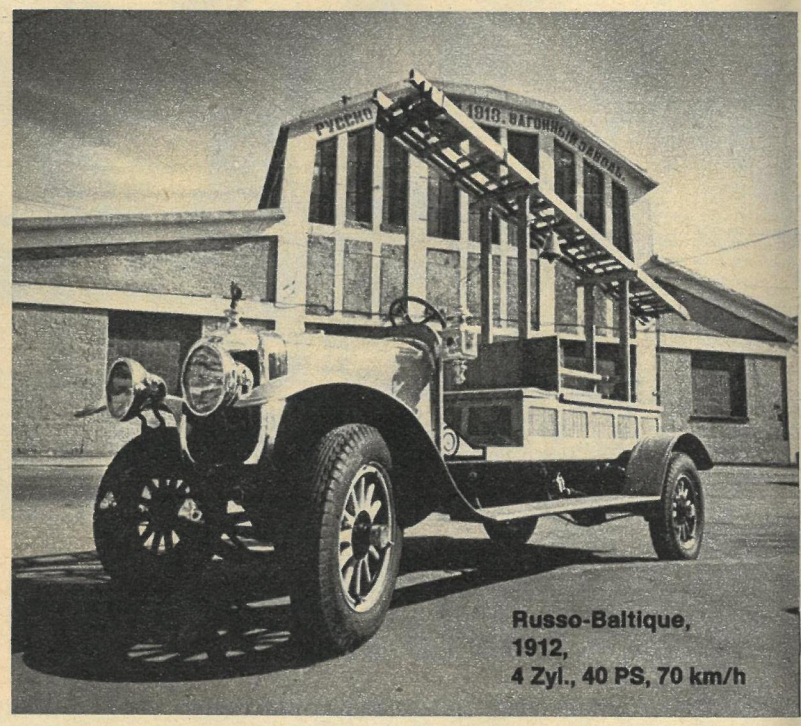
In die Bresche sprangen daraufhin etablierte Mediengewaltige rechtskonservativen Zuschnitts wie Turner, Murdoch und Hearst. Sie eskalierten die Jagd an den Börsen und kamen unter Ausnutzung der von Ultras inszenierten antisowjetischen und antiliberalen Hysterie einem seit langem angesteuerten Ziel ein Stück näher: Die von den Finanzgruppen der Ostküste beherrschten, durchweg in New York ansässigen großen Fernsehketten umzufunktionieren in direkte Sprachrohre der aggressivsten Kräfte des USA-Monopolkapitals, des vornehmlich in Kalifornien und Texas beheimateten Militär-Industrie-Komplexes. Das steckt letztlich hinter den konzertierten Anstrengungen, auf die das Bulletin der amerikanischen Atomwissenschaftler verwies. Und dazu gehört, was das gleiche Blatt auf die Formel brachte: „Nur wenn die wichtigsten journalistischen Bereiche eine zügellose Kommunistenhetze betreiben, werden sie von der Kritik der harten konservativen Gegner verschont."

Foto: Archiv

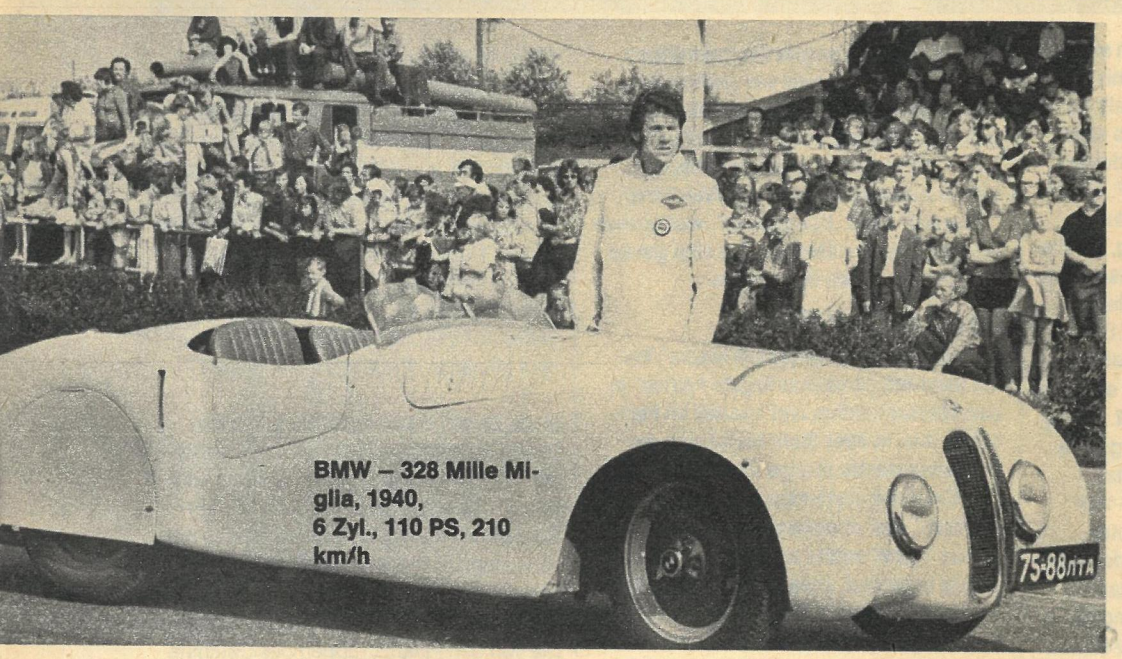
Anno dazumal in!



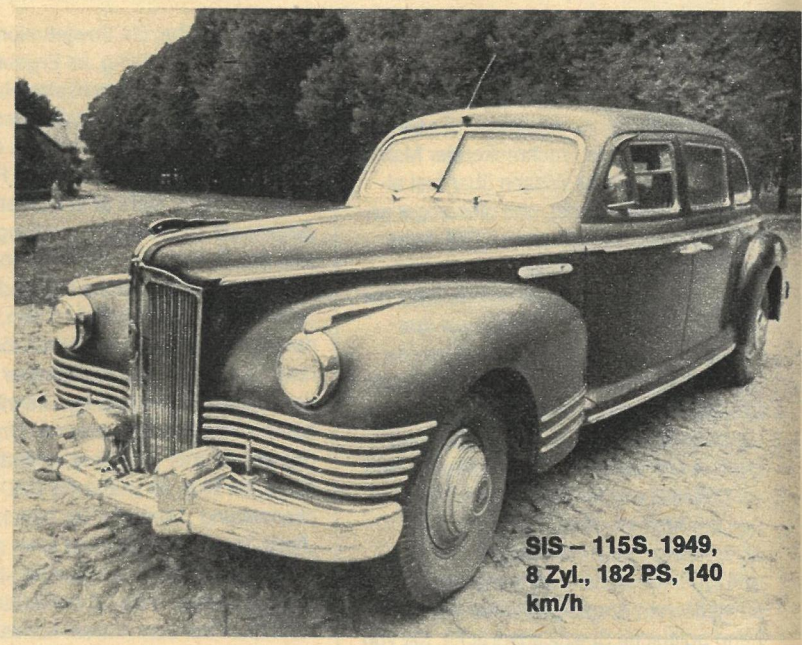
Pioner 2M, 1960,
2 Gasturbinen, 2× 54
PS, 350 km/h



Russo-Baltique,
1912,
4 Zyl., 40 PS, 70 km/h



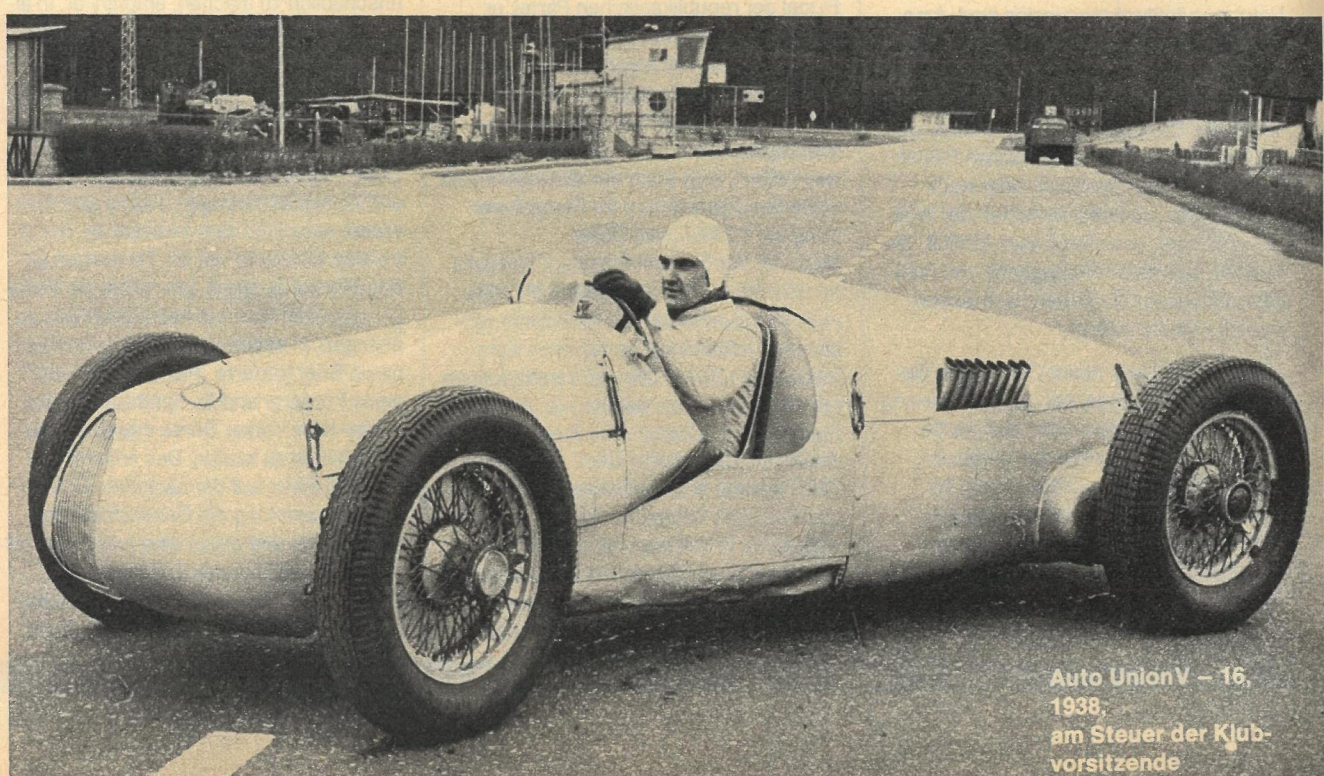
BMW – 328 Mille Miglia, 1940,
6 Zyl., 110 PS, 210
km/h



SIS – 115S, 1949,
8 Zyl., 182 PS, 140
km/h

IM LESERAUFTRAG

Ein Oldie auf dem Titelblatt unseres Heftes 12/85 und eine verlockende Zeile über den Rigaer Oldtimer-Klub brachten einige Leser in Harnisch, weil sie den Beitrag dazu in der Ausgabe vergeblich suchten. Der Chef der Rigaer Motorjünger gibt uns einen Einblick in dieses Hobby.



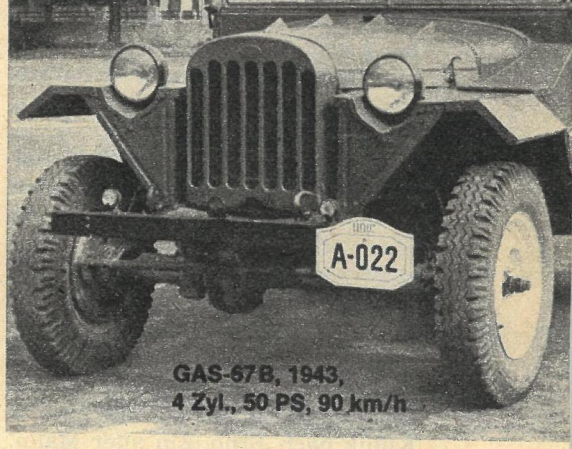
Auto Union V – 16,
1938,
am Steuer der Klubvorsitzende

Automobile im Wandel der Zeit – der Oldtimer-Klub „Akk“ in Riga stellt sich und einige seiner rasanten Modelle vor.

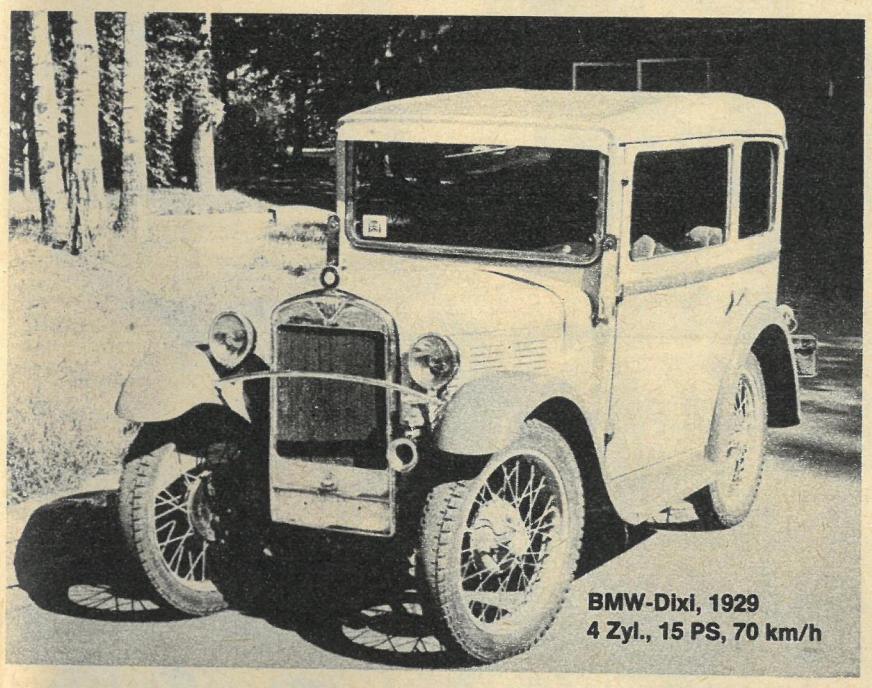
Spalier für Autoveteranen

rung für die alte Technik, ob es sich um den bastelnden Schlosser oder um den schlossernden Domorgelstimmer handelt. Nicht alle 280 eingetragenen Mitglieder und die rund 100 Bewerber (deren Ernsthaftigkeit des Interesses ein Jahr lang geprüft wird) sind schon Besitzer eines alten Autos oder Kraftrades. Aber viele haben mit Hilfe des Klubs, durch seine Informationen und landesweiten Kontakte, inzwischen den „Wagen ihrer Träume“ gefunden. Zur kollektiven Sammlung des Klubs gehören momentan 40 verschiedene Typen Oldies, während der Autopark aller Mitglieder zusammen 150 ehrwürdige Autos und 100 Motorräder zählt.

Restauration und Pflege der fahrbaren Vehikel nehmen naturgemäß die meiste Zeit ein. Der Maßstab ist stets, die maximale Annäherung an das Original zu erreichen. Akribie ist Trumpf. Wie gut das jeweils dem bastelnden Wagenbesitzer gelungen ist, beurteilt eine technische Kommission des Klubs.



GAS-67 B, 1943,
4 Zyl., 50 PS, 90 km/h



BMW-Dixi, 1929
4 Zyl., 15 PS, 70 km/h

Im Sommer 1972 gründete eine kleine Gruppe von Enthusiasten den Klub, unseres Wissens nach der erste seiner Art in der Sowjetunion. Natürlich sind wir alle leidenschaftliche Automobilisten, verliebt in die betagten rollenden Dixis, GAS oder Fords. Der Russo-Baltique (Russo Balt) beispielsweise, Baujahr 1912, auf Bestellung der Petrowsker Feuerwehr im Rigaer Russisch-Baltischen Waggonbauwerk hergestellt, ist einer von zwei heute bekannten Wagen dieser Marke – der Stolz unseres Klubs. Doch zusammengeführt hat uns die Idee, die Erhaltung und Pflege alter Automobile und Motorräder als kulturhistorisches Anliegen zu betreiben und deshalb in Riga das erste Automobilmuseum des Landes zu schaffen. Sozusagen eine „Geschichte auf Rädern“. Das Klubleben trägt gesellschaftlichen Charakter, verläuft ausschließlich in der Freizeit. Die Motivation ist die Begeisterung für die alte Technik, ob es sich um den bastelnden Schlosser oder um den schlossernden Domorgelstimmer handelt. Nicht alle 280 eingetragenen Mitglieder und die rund 100 Bewerber (deren Ernsthaftigkeit des Interesses ein Jahr lang geprüft wird) sind schon Besitzer eines alten Autos oder Kraftrades. Aber viele haben mit Hilfe des Klubs, durch seine Informationen und landesweiten Kontakte, inzwischen den „Wagen ihrer Träume“ gefunden. Zur kollektiven Sammlung des Klubs gehören momentan 40 verschiedene Typen Oldies, während der Autopark aller Mitglieder zusammen 150 ehrwürdige Autos und 100 Motorräder zählt.

Restauration und Pflege der fahrbaren Vehikel nehmen naturgemäß die meiste Zeit ein. Der Maßstab ist stets, die maximale Annäherung an das Original zu erreichen. Akribie ist Trumpf. Wie gut das jeweils dem bastelnden Wagenbesitzer gelungen ist, beurteilt eine technische Kommission des Klubs.

Seit vier Jahren beschäftigt uns das Projekt zur Schaffung des ersten Automuseums in der UdSSR – ein ständiger Ausstellungs- und Restaurierungskomplex für Oldtimer. Auf Grund unserer Aktivitäten und der dadurch zusammengetragenen einmaligen Kollektion stellte uns die Regierung der Lettischen SSR Mittel zum Bau eines dreigeschossigen modernen Ausstellungszentrums zur Verfügung – ein Haus aus Glas und Metall. Eine finnische Firma ist der Bauausführende. Eröffnung: 1987.

Ansonsten hat sich unser Klub einen Namen gemacht durch seine Veteranen-Rallyes (über 300 km) und die traditionellen Rigaer Treffen. Für den August nächsten Jahres laden wir schon heute alle Oldie-Besitzer aus nah und fern ein.

Viktor Kulbergs

Fotos: Ilmars Apkalns (7), TASS (1)

Als am 3. Dezember 1967 Prof. Christian Barnard zum erstenmal einem Menschen ein fremdes Herz einpflanzte, war dies ein spektakuläres Ereignis. Unabhängig vom Ausgang zeigte es den hohen Stand der Transplantationschirurgie, den damals viele Zentren in der Welt bereits erreicht hatten. Weniger spektakulär, aber nicht minder bedeutsam waren die Versuche, eine Leber durch eine andere zu ersetzen. Seit den ersten Experimenten an Tieren sind nun drei Jahrzehnte vergangen. Inzwischen sind nach dem Stand von 1984 etwa eintausend Leberverpflanzungen mit unterschiedlichem Erfolg durchgeführt worden. Darunter auch in der ČSSR durch Professor Vladimír Kořístek (rechts unten) und in der DDR durch Professor Hel-

Josef Mynář hatte Schmerzen in der Lebergegend, besonders, wenn er körperlich belastet wurde. Er war schwere Arbeit gewöhnt, und wenn es darauf ankam, konnte er von früh bis abends ranklotzen. Aber in der letzten Zeit wurde er schnell müde. Anfangs vermutet die Betriebsärztin eine Verengung der Gallenwege. Aber die Röntgenaufnahmen bestätigen nicht ihren Verdacht. Wenig später wird er krank, und in den drei Wochen, die er nicht arbeitet, verliert er 12 Kilogramm Gewicht. Das war ein Alarmsignal. Er wird ins Städtische Krankenhaus in Brno eingeliefert. Nach einer tomographischen Untersuchung eröffnen ihm die Ärzte, daß er operiert werden müsse, denn er hätte eine Geschwulst an der Leber. Eine Ärztin tröstet ihn – man könne auch mit einer halben Leber leben. Doch nach weiteren Untersuchungen kommen die Ärzte zu dem Schluß, daß Josef Mynář nur noch eine Lebertransplantation helfen kann. „Das war für mich eine niederschmetternde Nachricht", erinnert sich Mynář. „Die Welt ging für mich unter. Es war kurz vor Weihnachten. So wurde meine Operation auf Anfang 1983 festgelegt. Dann war es soweit. Ein Sanitätswagen brachte mich in die Klinik nach Brno. Ein alter Mann, der mit mir fuhr und mich auf andere Gedanken bringen wollte, erzählte mir, daß sein Schwager es auch mit der Leber gehabt hätte. Er wäre auch operiert worden, aber es hätte sich ihm nicht ausgezahlt. Er sei daran gestorben. Ein richtiger Gemütsmensch, dieser Alte. Jedenfalls half mir sein Gerede nicht gerade, meine trüben Gedanken zu verscheuchen. Als ich ausstieg und den blauen Himmel über mir sah, dachte ich bei mir – ob ich ihn jemals wiedersehen werde?"

Ein biochemisches Kombinat

Die meisten Menschen haben nur eine verschwommene Vorstellung von der Funktion einer Leber. Alles was wir essen und trinken, muß von ihr bewältigt werden. Sie ist die biochemische Fabrik in unse-

Der Arzt und sein Patient:

Geschenktes Leben

Ein Beitrag von Karel Hemzal

mut Wolff, die im wissenschaftlichen Erfahrungsaustausch stehen. FREIE WELT sprach in Brno mit Professor Vladimír Kořístek, Chef der II. Chirurgischen Klinik (Bild oben: der neue Operationstrakt) und besuchte seinen Patienten Josef Mynář in seinem Heim in Tišnov bei Brno (links unten), der nun das dritte Jahr mit einer fremden Leber lebt.

rem Organismus, der ständig die verschiedensten Produkte angeboten werden, die sie analysiert, sortiert und verarbeitet. Von ihr werden alle Organe mit den notwendigen Nährstoffen versorgt. Schädliche Stoffe wandelt sie in unschädliche um oder scheidet sie aus. Vitamine, Mikroelemente, kurzum alle notwendigen Baustoffe gelangen über die Leber in den Blutkreislauf. Zwar wird die Nahrung erst im Magen und im Darm aufgespalten, doch die entscheidende Arbeit erfolgt in der Leber, wo aus Aminosäuren neue Eiweiße aufgebaut werden, die nur für das betreffende Individuum spezifisch sind und ohne die keine Zelle leben kann. Die Leber produziert Galle für die Verarbeitung der Fette und erzeugt Cholesterin, dessen Verteilung im Blut von ihr reguliert wird. Sie speichert Nahrungsstoffe in Form von Glykogen, die jederzeit abgebaut werden können. Sie bestimmt auch die Gerinnungsfähigkeit des Blutes und erzeugt notwendige Hormone. Kurzum sie hat eine Schlüsselfunktion im Organismus.
Obwohl die Leber über große Reserven verfügt, kann sie durch schwere Erkrankungen oder angeborene Verwachsungen der Gallenwege ihren Dienst versagen. Die Folgen sind tragisch. Trotz des hohen Standes der Transplantationschirurgie ist eine Rettung durch eine fremde Leber nur unter besonderen Umständen möglich, denn nicht immer steht ein geeignetes Spenderorgan zur Verfügung.

Robust und doch empfindlich

Eine Lebertransplantation gehört zu den anspruchsvollsten Operationen ihrer Art. Obwohl die ersten Versuche bereits vor 30 Jahren begannen, zählen wir nach dem Stand von 1984 erst insgesamt 1000 Lebertransplantationen.
In langwierigen und sorgfältigen Experimenten wurden Operationstechniken sowie Konservierungsmethoden für das Spenderorgan entwickelt.
Als besonders wichtig erwies sich die Beurteilung des günstigsten

Geschenktes Leben

Zeitpunktes für eine Transplantation und eine sorgfältige Spendervorbereitung, um einen ischämischen Schaden an der Leber zu verhindern. Obwohl die Leber eine recht robuste Drüse ist, reagiert sie nach dem Gehirn am empfindlichsten auf Ischämie, eine der wesentlichen Ursachen für ein späteres Versagen der transplantierten Leber. Mit Ischämie bezeichnen die Mediziner die Blutleere eines Organs oder bestimmter Gewebepartien. Durch die Blutleere hört die Versorgung mit Sauerstoff auf, das Organ wird nicht mehr ernährt und stirbt ab. Deshalb gehören Entnahme und Konservierung zu den Schlüsselproblemen einer Operation.

Jede Organtransplantation erfordert ein gut eingespieltes Team. Das ist bei einer Organverpflanzung, speziell der Leber, besonders wichtig, denn bei diesem komplizierten, aufwendigen Eingriff ist jeder Zeitgewinn ein Vorteil für den Patienten. Allein das Herauslösen der kranken Leber und der Anschluß der neuen erfordern vom Chirurgen und seinen Assistenten höchste Konzentration. Das Anlegen der Anastomosen (Gefäßverbindungen) muß rasch aber präzise erfolgen, um die Leber möglichst bald an den Blutkreislauf anschließen zu können. Laufend werden der Blutdruck und die Temperatur durch eingeführte Katheter – dünne Sonden – kontrolliert. Die Herzfunktion muß kontinuierlich durch EKG überwacht werden, und durch ein Katheter wird die Blase während des langen Eingriffs entlastet. Die Funktionsfähigkeit der Organe beziehungsweise des gesamten Organismus wird durch die Zufuhr von Blut, Blutersatz, Eiweißlösungen, Elektrolyten und Energieträgern aufrechterhalten.

Eine außerordentlich verantwortungsvolle Funktion hat der Anästhesist. Von seinem Können, seiner Erfahrung und seiner Übersicht hängt vieles ab. Ständig muß er auf die vielen Signale der Körperfunktionen achten und die Balance zwischen ausreichender Narkose und optimaler Körperfunktion aufrechterhalten, die er den individuellen Besonderheiten anpassen muß. Schließlich sind umfangreiche prophylaktische und therapeutische Maßnahmen vor und nach der Operation notwendig, um drohende Infektionen zu verhindern.

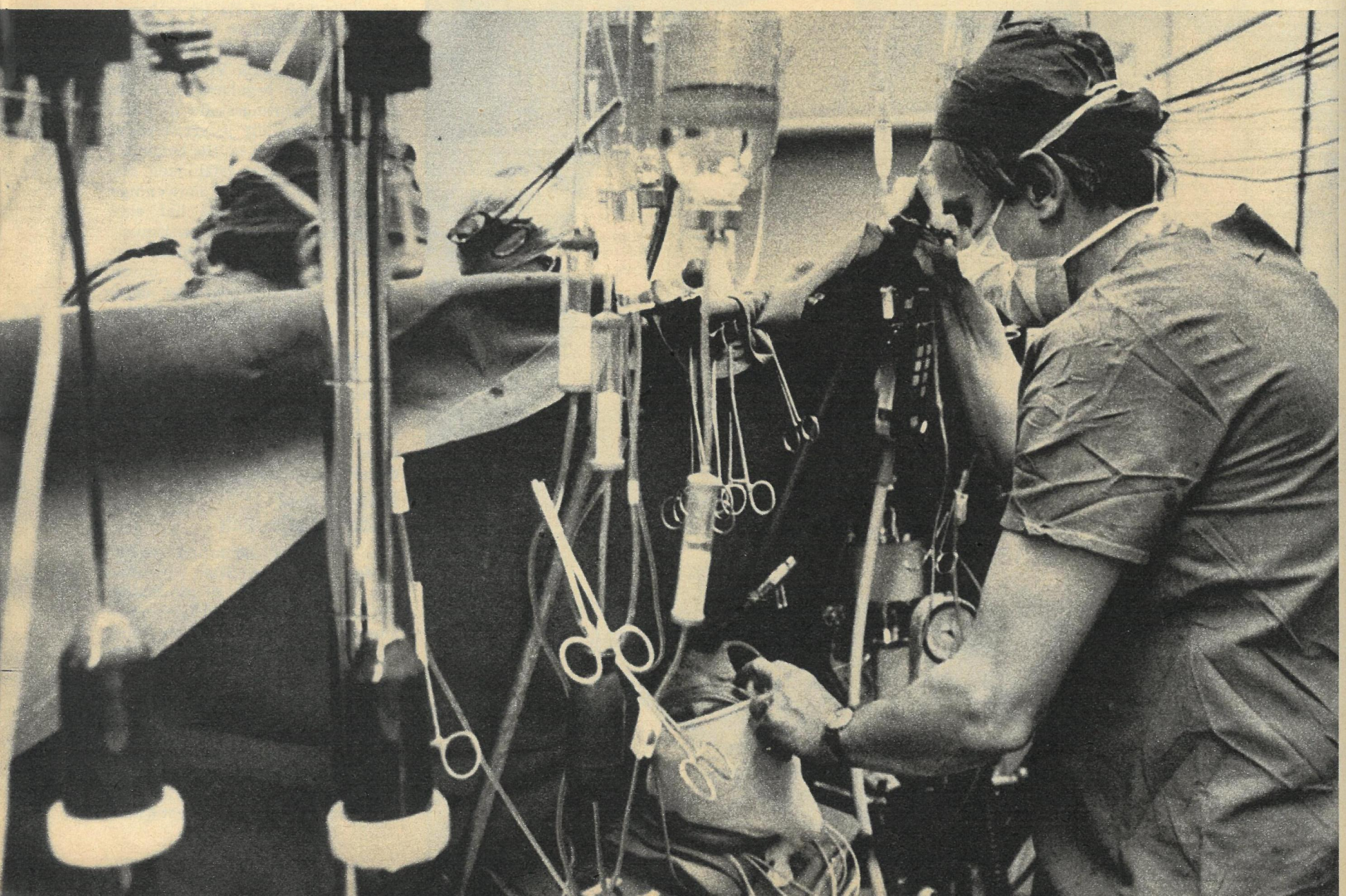
Der letzte Ausweg

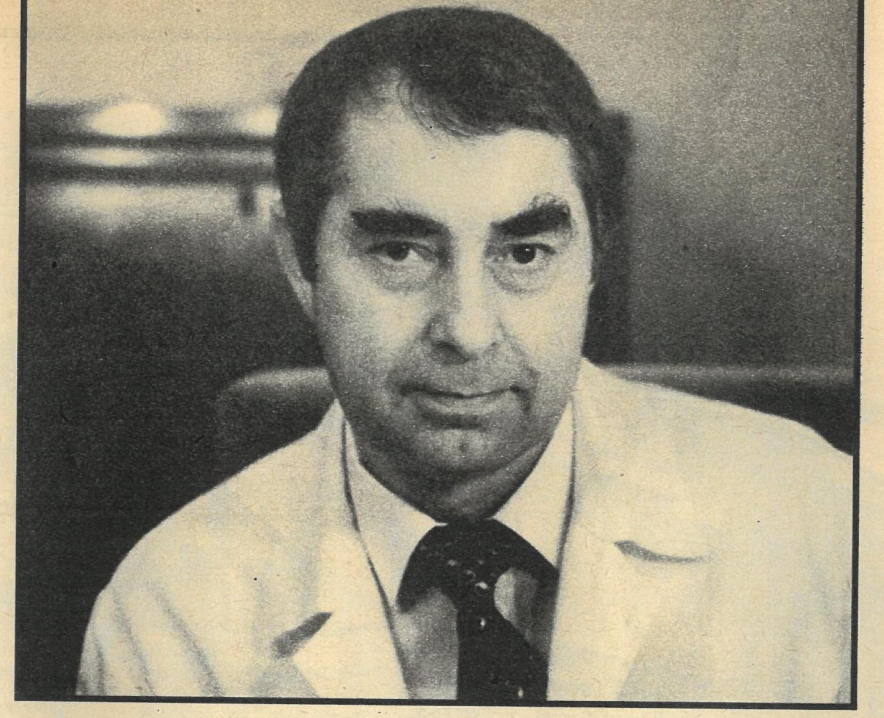
Mynář sollte also eine neue Leber bekommen. Er weiß, daß dies der letzte Ausweg ist, und so klammert er sich voller Hoffnung an jeden Tag, den er erlebt. Er fühlt sich im Krankenhaus allein, und das Warten wächst an zu unerträglicher Spannung. „Nur der Gedanke an meine Kinder hielt mich aufrecht." Er sieht lauter fremde Gesichter, und das verstärkt nur den psychischen Druck. Und dann geschieht etwas, was weder Medikamente noch das Zureden der Schwestern schaffen. Die Spannung fällt von ihm schlagartig ab, als er ein bekanntes Gesicht sieht. Es ist der Dozent Dr. Černý, den er von den ersten Untersuchungen gut kennt. „Er lächelte mir zu, und in diesem Augenblick war auf einmal alles gut. Ich spürte eine ungeheure Erleichterung, und ich wurde ganz ruhig. Ich hatte den Eindruck, daß ich bis zu diesem Augenblick nicht geatmet habe."

Am 2. Februar 1983 ist es soweit. Mynář weiß, daß ihn der Chef der II. Chirurgischen Klinik, Professor Vladimír Kořístek, operieren wird. Mynář ist voller Vertrauen, aber die große Frage bleibt…

Professor Vladimír Kořístek ist Gefäßchirurg, ein bekannter Spezialist auf seinem Gebiet, und wie er selber sagt, ist diese Richtung sein „Hobby". Mitte der 60er Jahre hatte er am Problem der Herzverpflanzung experimentiert und beherrschte die gesamte Operationstechnik und -taktik. Doch dann kam der Dezember 1967, der Tag, an dem Christian Barnard die erste Herzverpflanzung an einem Menschen vornahm. Der Boom, der darauf folgte, und der Lärm der westlichen Massenmedien behagten ihm und anderen Ärzten nicht. „Es war eine ungesunde Atmosphäre", sagt Professor Kořístek, „und so stellten wir und andere die Versuche ein. Eines Tages, es war 1968, kam der bekannte Immunologe Professor Milan Hašek aus Prag zu mir und fragte mich, ob wir Lebertransplantationen machen würden. Ihn interessierten die immunologischen Probleme und vor allem die Tatsache, daß bei Schweinen – dem wichtigsten Versuchstier – die transplantierte Leber öfter von dem Empfänger angenommen wurde, der dadurch länger überlebte. Er versprach uns jede Unterstützung. Das interessierte mich sehr. Von nun an wurde jede Woche an einem Tag experimentiert, insgesamt bei 200 Schweinen. Doch es war nicht alles so einfach, wie es anfangs schien. Es gab kaum Literatur, und so dauerte es ziemlich lange, bis wir einige der wichtigen Probleme gelöst hatten."

Professor Kořístek entwickelt die





Professor Helmut Wolff (Bild oben) verpflanzte 1977 erstmals in der DDR eine Leber. Bis zum 1. März 1985 hatte er 31 Lebertransplantationen durchgeführt. Gegenwärtig lebt eine seiner Patientinnen bereits sechs Jahre mit einer fremden Leber. Waren anfangs die Ergebnisse wenig ermutigend, so gelang es durch Weiterentwicklung der Operationstechnik, der Organkonservierung und einer standardisierten Behandlung zur Unterdrückung der immunologischen Abwehr gegen das fremde Gewebe, wesentlich günstigere Resultate zu erzielen. Aber noch immer gibt es Probleme und unerwartete Komplikationen, an deren Überwindung die Mediziner hartnäckig arbeiten.

erforderliche Operationstechnik und -taktik sowie eine eigene Konservierungsmethode, die inzwischen auch schon von anderen Zentren praktiziert wird. Im Laufe der Experimente stellen sich jedoch bei der Rekonstruktion der Gallenwege Komplikationen ein. Er unterbricht für einige Zeit die Versuche und konzentriert sich nur auf die Rekonstruktion der Gallenwege. Er probiert mit seinen Assistenten alle beschriebenen Methoden aus, aber sie sind nicht das Nonplusultra. Er entwickelt eine eigene Methode, die sich ausgezeichnet bewährt. „Sie wird heute von vielen Zentren übernommen, obgleich man uns nicht zitierte", sagt er, und so schreibt er ein Buch über seine Versuche und versendet es an die Zentren. Inzwischen hat seine Methode, die in diesem Buch beschrieben ist, Eingang in viele Kliniken gefunden. „Ich hatte diese Rekonstruktion von Gallenwegen bei vielen Patienten angewandt und sah, daß dieser Eingriff ausgezeichnete Ergebnisse brachte. Das ist auch der Grund, weshalb wir bei Mynář einen so guten Erfolg haben."

Ich lebe...

Als Mynář aufwacht, spürt er etwas in seinem Hals. Es ist eine Sonde. „Ich wußte nicht, was das war und wozu, und wollte es herausziehen. Da tauchte vor mir eine Schwester auf, und sie sagte, daß ich das sein lassen sollte. Dann sah ich noch andere Schwestern herumstehen. Ich wollte vor Freude lachen, damit sie es sehen konnten, aber ich konnte nicht. Auf einmal durchströmte mich ein ungeheures Glücksgefühl – ich lebe!"

Josef Mynář lebt nun das dritte Jahr mit einer fremden Leber. Indes verlaufen nicht alle Transplantationen so erfolgreich. Komplikationen verschiedener Art können die sorgfältigsten Bemühungen der Ärzte zunichte machen, aber die großen Fortschritte in der Organtransplantation ermutigen sie, auf dem einmal eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

Freilich gehören solche Transplantationen nicht zum Standard medizinischer Hilfe. Nach wie vor bleibt das Problem der geeigneten Spenderleber. Sie ist nicht wie die Niere ein paariges Organ, und so können nur Tote Leben schenken. Noch ist auch Unwägbares im Spiel. „Aber ohne Suchen und Forschen, ohne das Experiment gibt es keine Weiterentwicklung in der Medizin", sagt Professor Kořístek, auf dessen Konto einige tausend Herz- und Gefäßoperationen stehen.

Die Lebertransplantation durch Professor Wolff von der Berliner Charité fotografierte Gerhard Kiesling. Fotos in Brno: Bedřich Kocek.

Reise in die Erinnerung ... Konrad Wolf 1981 in der Künstlersiedlung Peredelkino bei Moskau, wo die Familie, die seit 1933 in Moskau am Arbatskaja Ploschtschad wohnte, die Sommer verlebte.

Der 1. Mai war das größte Erlebnis aus meiner Kindheit. Ich bin um fünfe früh aufgestanden, zwei Stunden im Kreis herumgelaufen und habe um sieben Uhr beim Nachbarn Wsewolod Wischnewski an die Tür gepocht. Ich habe ihn wachgerüttelt, weil ich auf den Roten Platz wollte. Er durfte als großer Schriftsteller und Revolutionär und Träger der Marineuniform und des Rotbannerordens ein Kind mitnehmen.

Nun, das liegt ja bei mir auf der Hand, daß ich Lenin nicht sehen konnte. Trotzdem möchte ich sagen, ich habe Lenin gesehen. Weil ich noch ein Junge war und in Moskau aufwuchs, steckt das so tief in mir, daß ich – es mag paradox klingen – bis heute glaube: Ich habe Lenin erlebt. Nicht leiblich – in Filmen, die Mitte der dreißiger Jahre in Moskau liefen, besonders die beiden Filme von Michail Romm „Lenin im Oktober" und „Lenin 1918" – und Sergej Jutkewitschs „Der Mann mit dem Gewehr". Für mich war das als Junge eines der tiefsten Erlebnisse.

Eins will ich sagen, wenn man mich fragen würde, „erzähl doch mal über deinen Vater und was er auf dich für Wirkungen hatte", dann müßte ich zuerst einmal anfangen, von unserer Mutter (Meni genannt, d. Red.) zu erzählen, weil ich glaube, ganz, ganz Wesentliches ist mir gar nicht direkt durch meinen Vater, sondern über meine Mutter vermittelt worden – was ihn betrifft. Für mich ist das eigentlich eine untrennbare Einheit. Immer hatte ich das Gefühl seiner Anwesenheit – durch die Mutter.

An Mischa und Konrad Wolf

18. 3. 1935 = 1 Tag vor New York

Mischa und Kolka, Buben!

T. S. Drottningholm – das ist unser Dampfer, höher als ein Haus ... aber dieser große Dampfer war vor 3, 4 Tagen wie eine Haselnuß ... wir hatten nämlich 2 Tage ... Windstärke 10–11!

FREIE WELT-Serie 1

KONRAD WOLF

Erinnerungen an einen Lebensweg

Geboren am 20. Oktober 1925 in Württemberg als der zweite Sohn des Arztes und Schriftstellers Friedrich Wolf, hört der Siebenjährige die Delphingeschichten seines Vaters am Strand der französischen Kanalinsel Île de Bréhat. Elf Jahre später kämpft er als Soldat der Roten Armee gegen die faschistischen Truppen und zugleich für die Vernunft und die Rettung deutscher Soldaten. Im April 1945 blickt er über die Oder, Richtung Berlin: Ein junger deutscher Internationalist kommt zurück – als Eroberer, als Sieger, als Befreier.

Er studiert an der Moskauer Filmhochschule. 1968 wird der DEFA-Film „Ich war neunzehn" zu einem nationalen und internationalen Ereignis. Es ist seine Geschichte der Wiederbegegnung mit Deutschland. Für den Revolutionär Konrad Wolf gipfelt die Dialektik von Internationalismus und Heimatliebe in der Beziehung zwischen deutschen und sowjetischen Menschen.

Kurz vor seinem viel zu frühen Tode 1982 unternimmt der langjährige Akademiepräsident und anerkannte Künstler unseres Landes eine Reise in die Erinnerung ... Den Fotos von Barbara Köppe, die ihn begleitete, fügen wir Briefe von ihm und an ihn, Selbstäußerungen, Tagebuchnotizen und Erinnerungsfotos hinzu, die Aufschluß darüber geben, wie der Mensch Konrad Wolf empfand und wie er wurde.

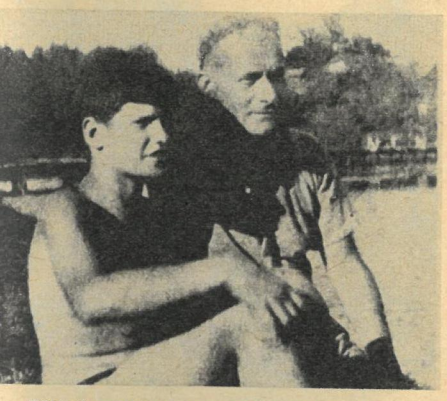
Das ist Sturm bis Orkan. Auf Deck durfte da überhaupt kein Passagier sein, weil die See mit ihren „Brechern" ... über das ganze Deck ging und man gut mit weggeschwemmt werden konnte, eine Sache, die höchstens dem echten Pitschpatschfitschless gefallen hätte. Einmal ging ich doch nach oben; ich bekam gleich einen ordentlichen Guß, und dann sah ich den Pitschpatschfitschless; er hatte einen weißen Kinnbart von dem Wellenschaum, große grüne Augen und Blitze in seinen Haaren. „Seh ich Dich endlich wieder, Du Rabenvater!?" sprach er mit drohender Gewitterstimme; „seit Bréhat hast Du Deinen Buben nichts mehr von mir erzählt ... Schweige, Du alter Wolfspelz, ich weiß, Deine Pitt- und Foxbuben sind unordentliche kleine Ratten, aber hättest Du ihnen allabendlich von meinen wohlgelungenen Fahrten zur Feuerhöhle, zum Moroschneberg und zur die ganze Welt spiegelnden Glasinsel erzählt, es wären die besten, klügsten, ordentlichsten Burschen der Welt geworden!" ... Da sagte ich: „... Gut, du einziger König der Meere, ich will den Buben künftig 2× abends in der Woche erzählen; aber glaubst du wirklich, daß sie dann ..." – „Ich bürge dafür, sie werden so genau und ordentlich werden wie der Sterne Lauf am Himmel, oder ich werde selbst die Moskwa hinaufschwimmen und sie einmal bepitschpatschfitscheln, bei meinem Wellenbart!" ... Ihr aber merkt es Euch, Ihr Wolfsbuben, bis wieder bei Euch ist Euer Pappele. Gebt der Meni jeder einen festen Kuß von mir! Bleibt gesund und lernt fleißig!!

Es war, glaube ich, ein Sonntag. Es war auf dem Kiewer Bahnhof. Da erlebten wir unseren Vater ungeheuer greifbar, für mich unvergeßlich. Es war ein Erlebnis, das die Tiefe und Spannung und Intensität des gesamten Lebens, seines Charakters, seiner Persönlichkeit in sich hatte und für uns beide mehr war und größer als die Zeiten der Trennung ... Nur wenige Menschen standen auf dem Bahnsteig. Und wir. Und da sagte Wischnewski: „In einer Viertelstunde kommt euer Vater." Es war alles leer. Es kam ein Zug. Er hielt. Und aus dem Zug kamen Menschen, Interbrigadisten. Sie waren abgerissen, gezeichnet. Und sie hatten eine Fahne und entfalteten sie. Die Fahne der spanischen republikanischen Armee. Ein paar Worte. Pasaremos. Und mit dieser Fahne, mit diesen Menschen war unser Vater.

Im nächsten Heft:

Aus dem Kriegstagebuch eines Siebzehnjährigen

(Entnommen der jetzt zu seinem 60. Geburtstag im Henschelverlag erscheinenden Bildbiographie „Konrad Wolf" sowie dem Friedrich-Wolf-Archiv)



Mit dem Vater am Ufer des Flüßchens in Peredelkino, 1937

Zeichnung von Konrad Wolf 1938: Der Weg des Vaters nach Spanien zur Teilnahme am Kampf der Internationalen Brigaden

Klassenfoto 1936. Konrad Wolf (2. Reihe v. oben, 7. v. links) besuchte von der 5. Klasse an die russische, die 110. Mittelschule.

Wolfgang Haas-Zens, Jahrgang 1936, Maschinenschlosser – 1955/56 im Rahmen der Aktion „Industriearbeiter aufs Land“ bei der MTS Weichlitz/Kreis Plauen – ab 1958 Monteur bei Plamag, 1959 auf einer Jugendbaustelle in Magdeburg, Auszeichnung als Jungaktivist – 1969 erster Einsatz in Kiew/Ukrainische SSR; ab 1979 fast durchgehend in der Sowjetunion (Moskau, Baku), seit Oktober 1983 in Kiew.

Erlebnisse von der Baustelle (6)

An wichtigen Vorhaben in der Sowjetunion wirken sie mit: Facharbeiter, Ingenieure aus Betrieben der DDR. Große Werte sind ihnen anvertraut, erfüllte Verträge ihr Stolz. Doch das Wertvollste gewinnen sie für sich selber – das Erlebnis des Bruderbundes in seiner unmittelbarsten Form. Das ist es wert, daß man nach Jahren noch davon erzählt.

Wenn Sie diese Zeilen lesen, machen wir die letzten Handgriffe an einem dicken Brocken: der Ausstattung des Kiewer Verlages „Radjanska Ukraina“ mit Maschinen unseres Universaltyps „Rondoset“. Jedes Druckwerk, vom Papierkeller bis zum oben aufgesetzten Aggregat der Bogenleitung, im Format eines soliden Einfamilienhauses, vierzehn Stück in einer Reihe, Gesamtgewicht 1100 Tonnen. Bis zu zwanzig verschiedene Zeitungen, zentrale der UdSSR und solche der Ukrainischen SSR, wachsen hier zu Stapeln. Futter für den Lesehunger der Sowjetbürger.

Im Sonntagsanzug gehen wir noch einmal um alles herum – Monteure von der Plamag und dem sowjetischen Montagebetrieb, dazu die Hausherren, die Techniker der Druckerei. Reden werden gehalten. Aber für die Sache braucht man nicht viele Worte. Es war eine Montage nach Fahrplan. Wie im Oktober 83 vereinbart, immer wieder kontrolliert und in den Einzelheiten präzisiert, liefen die Arbeitsschritte. Als Endergebnis schauten zwei Monate Vorsprung vor dem Übergabetermin heraus. Kein Grund, sich deshalb aufzublasen. Solcher Ablauf muß das Normale sein. Allerdings, da müssen alle Partner sich am Stretch reißen …

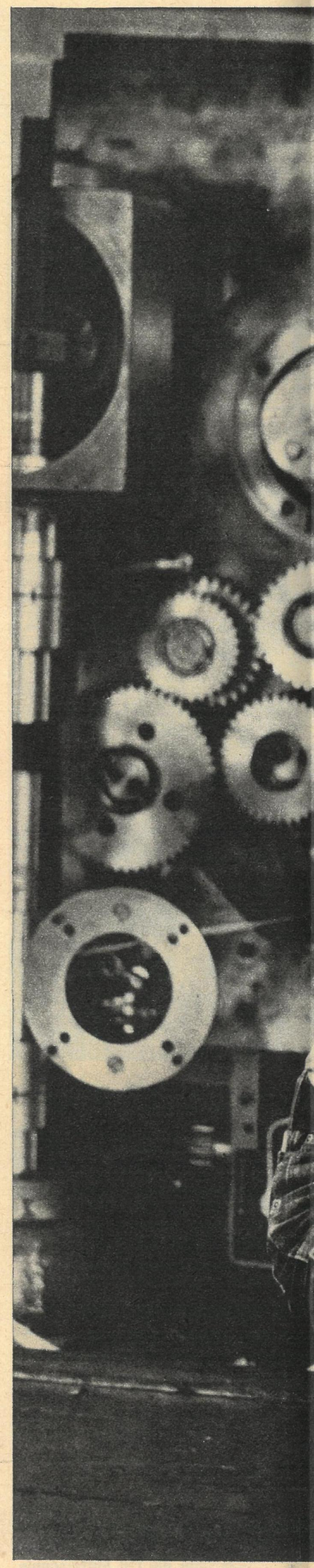
Manchmal ging es ganz schön rund. Eine Maschine produzierte schon auf vollen Touren, die nächste steckte im Probelauf, für die dritte wurden die Gerüste aufgestellt. Überall rief es nach „Wolfga-ang“. Man konnte wetten, daß dann der zerzauste Schopf Jewgenis in meiner Nähe auftauchte. Spaßvögel haben ihn mein „zweites Ich“ genannt: Jewgeni Tschernjawski, den Brigadier von Poligrafmontash (Bild oben, Mitte). Tatsache, wir haben gelernt, uns durch Blicke zu verständigen oder einen Wink. Was fehlte, er schaffte es heran; was mir durch die Lappen ging, Jewgeni hatte es im Griff.

So herrschte Tempo aber nicht Hektik, und wir hatten Zeit, die Mechaniker für die künftige Instandhaltung vor den „Eingeweiden“ einer Vorrichtung gründlich einzuweisen. Ich halte nichts von der Methode: Da ist der Prospekt, nun sieh zu, wie du zurechtkommst… Meist war der Kreis der Zuhörer ziemlich groß; denn durch das Entgegenkommen der sowjetischen Auftraggeber arbeiteten sich auf der Baustelle auch zwanzig Kubaner ein. Sie werden danach in Havanna „Rondosets“ betreuen. Wer von Rationalisierung spricht, denkt vor allem an Produktion – wir erleben mit, daß heute auch wesentlich rationeller montiert wird. Manche Apparatur wird nach Fertigstellung im Werk nicht mehr auseinandergenommen, sondern als Ganzes auf die Reise geschickt. Teilkomplettmontage heißt das Rezept, das uns am Bestimmungsort eine Menge Leute (und Kosten) spart. Wenn ich daran denke, zu wie vielen wir damals, 1969 in Kiew, herumwimmelten auf meiner ersten „selbständigen“ Baustelle … Ich sehe uns noch ein Druckwerk von sechs Tonnen per Mannschaftsschub in die Halle bugsieren, auf dem „Tausendfuß“, einem vielrädrigen Transportwagen, den die sowjetischen Schlosser für uns gebastelt hatten.

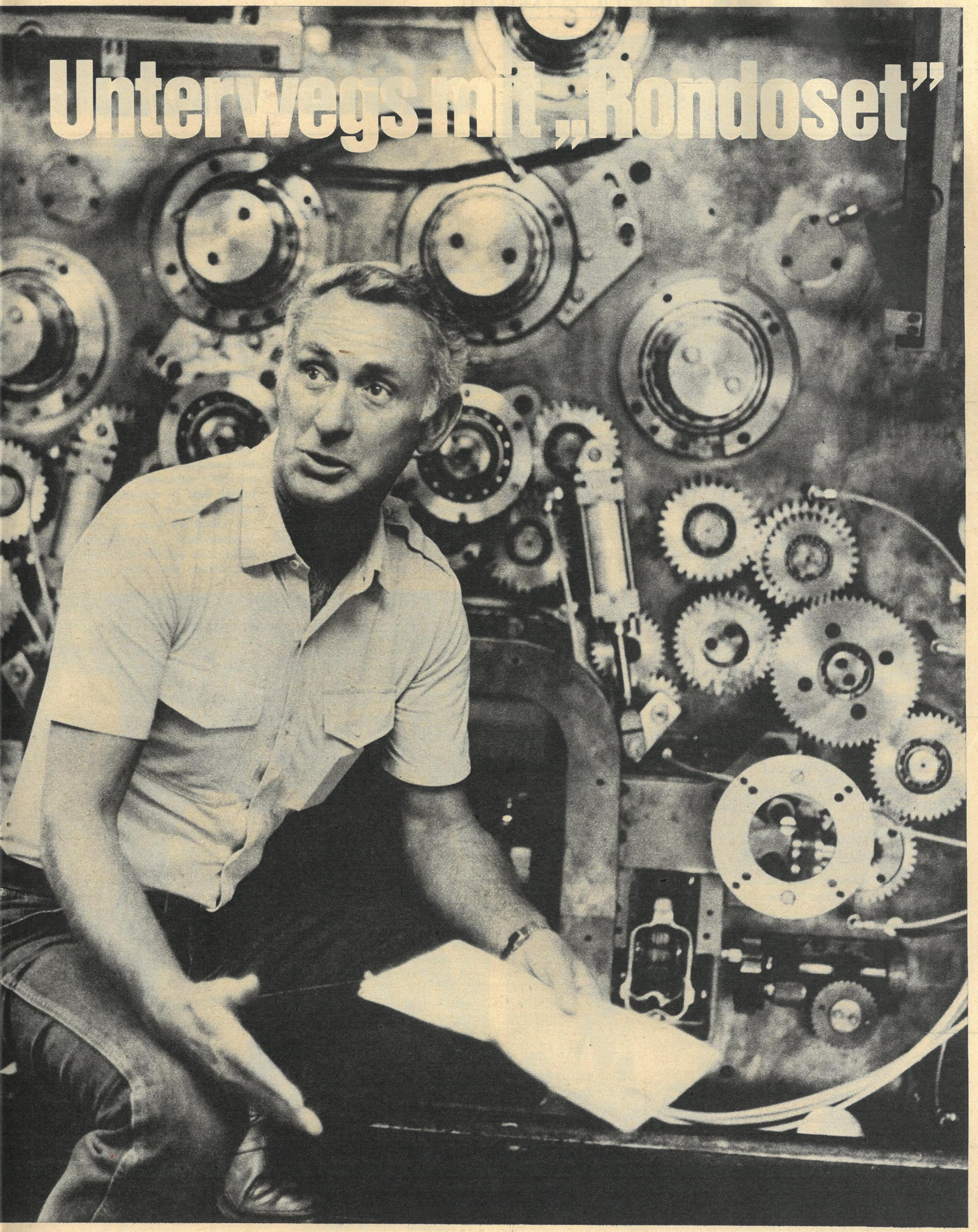
Ja, und nun Abschied von Jewgeni. Er gehörte zu denen, die es fertigbrachten, an einem verregneten Sonntag bei mir im Hotel zu erscheinen. Ohne Verabredung… „nur mal so, um ein bißchen was zu bereden, wozu man in der Woche nicht kommt“. Unsere Verbundenheit, die rührt auch daher, daß Druckerei und Druckmaschinenbau eben keine x-beliebige Beschäftigung sind. Eine Sache, von der schon vor zweihundert Jahren Georg Christoph Lichtenberg sagte: „Mehr als das Gold hat das Blei in der Welt verändert. Und mehr als das Blei in der Flinte das Blei im Setzkasten.“

Haas-Zens

VEB POLYGRAPH, Druckmaschinenwerk Plamag Plauen, 2000 Betriebsangehörige, Haupterzeugnis: modernste Offset-Rotationsdruckmaschinen für die Zeitungsherstellung; Ausstoß einer Maschinenkombination vom Typ „Rondoset“: bis zu 1 300 000 Exemplare einer achtseitigen Zeitung in der Stunde. Druckmaschinen aus Plauen seit 1898, im Jahre 1910 kam von hier die erste Offset-Rotationsmaschine der Welt. 9. Mai 1946: Aktivisten der ersten Stunde gründen den VEB Plamag, zunächst als Reparaturbetrieb; im Stadtarchiv befindet sich der Befehl des sowjetischen Generals Dubrowski, den Arbeitern sechzig Werkzeugmaschinen zu übergeben. 6. November 1948 erste Lieferung für die Sowjetunion: Unter dem Zeichen „Plamag“ stehen zwei Kalenderblock- und zwei Werkdruckmaschinen abnahmebereit in der Montagehalle; heute exportiert der Betrieb über die Hälfte seiner Gesamtproduktion in die UdSSR. Nahezu alle führenden Tageszeitungen sozialistischer Länder entstehen ganz oder teilweise auf Maschinen von Plamag.
Porträtfoto: Detlef Christel



Unterwegs mit „Rondoset"



Steter Meißel formt den

Letzter Schliff für griffige Formen: József Seregi

Auf den Sockel balanciert: Die Steinmetzen Dietmar Oehme und Steffen Springli (links und rechts) helfen Peter Weidemann.

„Kann doch jeder." Beneidenswertes Selbstbewußtsein eines einzelnen Spaziergängers im Tiergarten von Hoyerswerda! Ich jedenfalls habe mich ein Weilchen gemüht, einen Sandstein mit dem Meißel in irgendeine andere Form als seine ursprüngliche zu bringen: Ich bin nicht jeder.

Nicht jeder ist ein Bildhauer. Eine junge Frau und neun Männer, die wir in der Lausitz besuchten, sind welche. Der Rat der Stadt Hoyerswerda, der Rat des Bezirkes Cottbus und der Verband Bildender Künstler der DDR hatten für acht Sommerwochen zum VI. Internationalen Bildhauersymposium eingeladen – Solveig Bolduan und Peter Weidemann aus der DDR, Ivan Rehák aus der ČSSR, Michał Leszczynski aus Polen, Lazar Gadejew aus der Sowjetunion, Nicolae Şaptefraţi aus Rumänien, Peter Pantschew aus Bulgarien, József Seregi aus Ungarn und Osneldo García aus Kuba. Jürgen von Woyski, Mitglied der Akademie der Künste und in Hoyerswerda zu Hause, war wie bei allen seit 1975 veranstalteten Treffen der künstlerische Leiter.

Plastiken wachsen meist in der Stille der Ateliers. Da ist der Bildhauer mit seinem Werk allein. Aber auch Pleinairs sind beliebt: Man befindet sich in schöpferischer und unterhaltsamer Gesellschaft, ist bei der Arbeit am Stein auf die eigene Meisterschaft angewiesen und kann doch auf die Hilfe der anderen zählen. Man lernt andere Ge-

Stein

Ganz einfach – man muß nur alles Überflüssige wegnehmen: Jürgen von Woyski und das Modell seiner Plastik „Paar“

genden, andere Menschen kennen, erfährt einiges davon, was sich in der Kunst anderer Länder tut. Osneldo García meißelt an seinem Baum. „Kann doch jeder“ geht in seine Richtung und meint wohl die vom konkreten Vorbild abstrahierende Form. Er ist nicht gekränkt, sondern erklärt: „Einwanderer haben Pflanzen von überallher auf unsere Insel mitgebracht. Da gibt es die bizarrsten Verschlingungen von Bäumen, die eigentlich auf verschiedenen Kontinenten zu Hause sind. So einer ist das hier. Der Kern im Innern ist schon wieder ein Keim für neues Leben.“ Deutsch hat Osneldo vor Jahren bei einem längeren Studienaufenthalt in Halle gelernt.

„Erlebte Freundschaft“ hieß das Thema dieses sechsten Symposiums. Seine Ergebnisse – die früherer Treffen blieben fast immer in Hoyerswerda – sind für den Stadtpark von Guben bestimmt. Jeder der zehn Künstler kannte von Anfang an genau den künftigen Platz seiner Plastik. In zehn Jahren hat sich herumgesprochen, daß in Hoyerswerda nicht nur Arbeitsbedingungen und Betreuung gut, die Gesellschaft der Kollegen angenehm und die dem Freiluftatelier benachbarten Esel possierlich sind, sondern daß die in angestrengtem Schaffen entstehenden Bildwerke wirklich gebraucht und erwartet werden. Die Hoyerswerdaer haben sich daran gewöhnt, von den Plastiken „ihrer“ Symposien umgeben zu sein. Sie machen Ausflüge zum Tiergarten, um die Metamorphosen des Sandsteins neugierig, skeptisch, freundlich, kritisch zu verfolgen, und sind gern geduldete Zaungäste. Über den diesjährigen „Export“ nach Guben wurden schon Äußerungen leisen Bedauerns vornommen.

Das Atelier ist nun wieder geräumt. Mein Stein blieb übrig. Vielleicht nimmt sich in zwei Jahren ein richter Bildhauer seiner an.

Constanze Treuber (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Jeder hat sein Werkzeug: Peter Pantschew und Steffen Springli

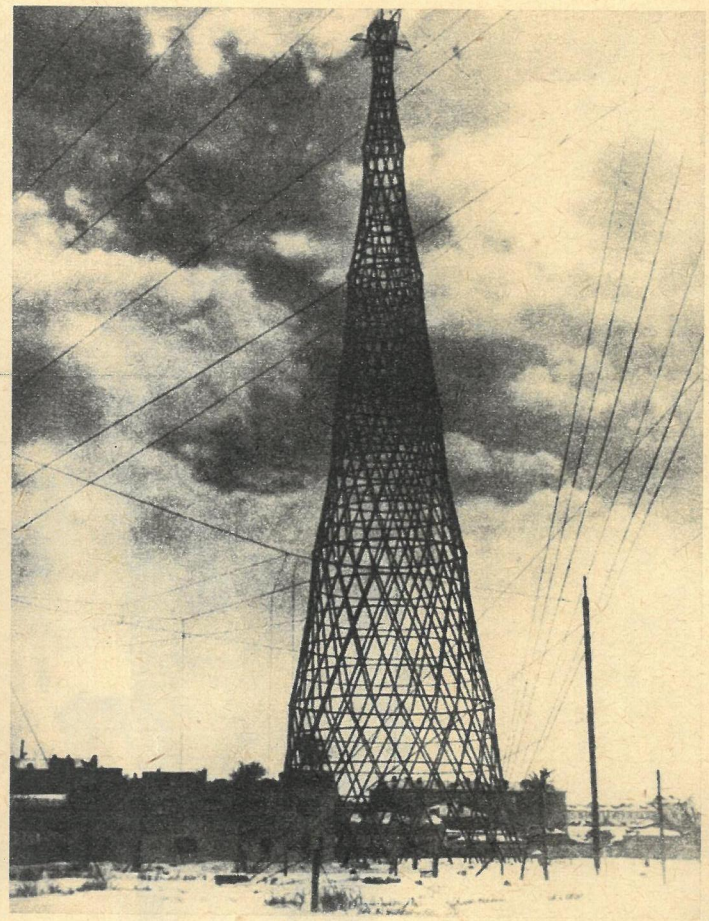
Aufmerksamkeit für Osneldo Garcías „Baum“: Mitarbeiter der Hoyerswerdaer Bibliothek zu Besuch im Freiluftatelier (links).

Technische Denkmale sind Erinnerungen an kühne Entwürfe, an Baumeister und Erfinder, die ihrer Zeit voraus in die Zukunft dachten. Der alte Sendeturm in Moskau wurde zum Symbol.

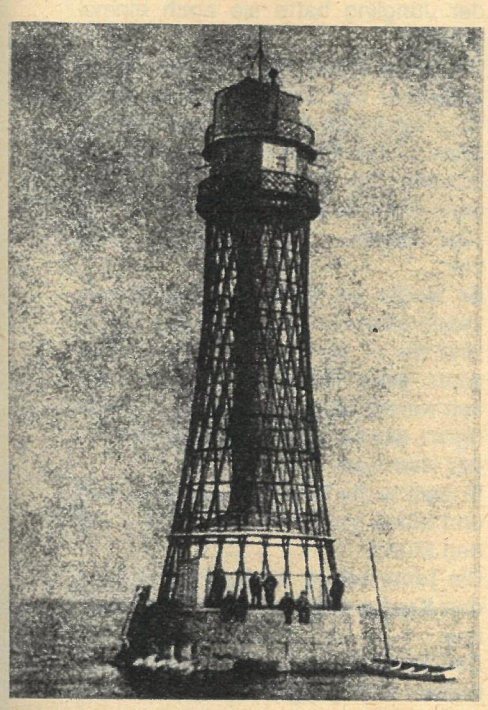
Eiffels kleiner Bruder

Sein Geburtsjahr ist nicht die Zeit für „kleine Brüder". Im Sowjetstaat triumphierte revolutionärer Elan, getragen von großen Ideen und kühnen Projekten. 1918 erteilte Majakowski den „Tagesbefehl an die Kunstarmee": „Da placken und trödeln die Greise-Brigaden/ im Schlepptrott von lahmen Kamelen./ Genossen!/ auf die Barrikaden! –/ Barrikaden der Herzen und Seelen./ Nur der ist Kommunist, und ein echter,/ der die Brücken zum Rückzug verbrennt./ Futurist, sei Trägheits-Verächter,/ der sprungfroh die Zukunft berennt!..."

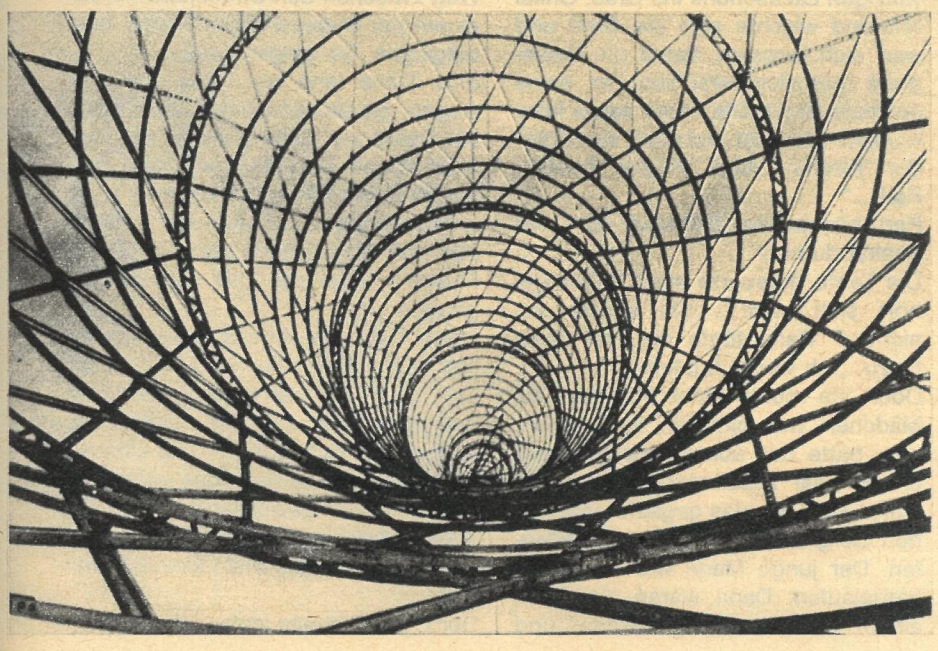
Die Konstruktion, die Maschine wird zum Gegenstand romantischer Emotionen. Ein Symbol dieses neuen emotionalen Konstrukti-



1922 war der Schuchow-Turm ein imposanter Blickfang in Moskau (rechts). Auch wenn er heute nur noch dem aufmerksamen Touristen unweit des ebenfalls von Schuchow projektierten Lenin-Prospektes ins Auge fällt (unten), übt seine filigrane Konstruktion einen ästhetischen Reiz aus (unten rechts).



Unter der Leitung von Schuchow wurden annähernd 500 Brücken mit großer Spannweite gebaut. Er konstruierte originelle Decken und Türme, wie die Überdachung der Petrowka-Passage in Moskau (oben) und den Leuchtturm in Cherson (links), die Drehbühne des MCHAT, die Überbrückung des GUM, das Hauptpostamt in der Gorkistraße und die Bahnsteige des Kiewer Bahnhofs.



vismus ist Wladimir Tatlins Entwurf des Gedenkturms für die III. Internationale. Als bildender Künstler pfeift er auf alle wissenschaftlichen und ingenieurtechnischen Erkenntnisse und lebt allein der künstlerischen Idee. Mit seinen bewegten Räumen, komplizierten Systemen von Achsen und Spiralen erreicht er gleichzeitig Sinn und Unsinn, Ungeschliffenheit und Harmonie. Tatlins Projekt war fern jeder Durchführbarkeit, aber in seinem ästhetischen Pathos glich es den monumentalen Losungen Majakowskis.

Etwa zur gleichen Zeit wird 1922 von Wladimir Schuchow in Moskau ein Funkturm nicht nur projektiert, sondern auch errichtet. Der Ingenieur, schon vor der Revolution mit ungewöhnlichen Erfindungen und Konstruktionen hervorgetreten, versteht es, Zweckbestimmtheit in der Hoch-Zeit des Konstruktivismus mit Eleganz und Originalität umzusetzen. Der Grundgedanke seiner Konstruktion besteht aus aufeinandergesetzten, in Durchmesser und Höhe allmählich abnehmenden Hyperboloiden, die aus schräggestellten geraden Stäben gefügt werden. Ein runder Turm ohne ein einziges gebogenes Element. Die filigrane Stahlkonstruktion vereint in sich Festigkeit mit Leichtigkeit und Weiträumigkeit ihrer Einrichtungen. Die Größe der Idee liegt in ihrer Einfachheit und mühelosen Durchführbarkeit und zeugt von einer hohen technischen Kultur. Bei aller schlichten Eleganz ist Schuchow der revolutionäre Schwung nicht abzusprechen. Der Turm Gustave Eiffels, errichtet zur Weltausstellung 1889, beeinflußte die ästhetischen Ideale des modernen industriellen Zeitalters und ist mit seinen 305 Metern noch heute ein weithin sichtbares Wahrzeichen von Paris.

Schuchow hätte mit seinem ursprünglichen Entwurf ein Ausrufezeichen in die neue Welt gesetzt. Neun Hyperboloide sollten denkbar einfach durch teleskopischen Hub eine Höhe von 350 Metern erreichen. Schuchow war ein großer Ingenieur und nicht nur ehrgeiziger Gipfelstürmer. Während der Eiffelturm 8000 Tonnen Stahl verschlang, lag die Berechnungsmasse des Moskauer Sendeturms lediglich bei 2200 Tonnen.

Lenin, der die Entwicklung des Rundfunkwesens mit einem Erlaß von 1918 über die Errichtung leistungsstarker Sendestationen vorangetrieben hatte, interessierte sich lebhaft für Schuchows Projekt und gab alle erdenkliche Hilfe. Lenins Schwager, Professor Bontsch-Brujewitsch, erbaute die Sendeanlagen und entwickelte im Nishegorodsker Rundfunklaboratorium 12-Kilowatt-Röhren, mit denen die Moskauer Station „Komintern“ die zweifach stärkere Leistung im Vergleich zu den größten ausländischen Stationen erreichen sollte. Doch die Industrie steckte noch in den Kinderschuhen, wichtige Vorhaben gab es überall, und Stahl war Mangelware. Das Projekt wurde geändert und der Turm aus sechs Segmenten bis zu einer Höhe mit Mast von 160 Metern gebaut. So steht der Turm in der Schabolowka im Schatten seines großen Bruders an der Seine und bleibt dennoch ein Symbol der Potenzen des jungen Sowjetstaates, denn er bildet gleichzeitig über Jahre das Gerüst für den leistungsstärksten Sender Europas.

Im August 1922 strahlte die Station „Komintern“ die erste Radiosendung aus, im September gaben Künstler des Bolschoitheaters das erste Rundfunkkonzert. In den folgenden Jahren entwickelte sich gleichzeitig mit der Technik das Rundfunkprogramm, ausgestrahlt in den Sprachen der Völker der Sowjetunion. Bald geht das „Gespenst des Kommunismus“ durch den Äther um die Welt. Dazu ein Kommentar der A-I-Z aus dem Jahre 1931: „Es wird Ernst! Nach allem Hohn und Spott, den die bürgerliche Presse, abwechselnd mit den dümmsten Schauermeldungen, ihren geduldigen Lesern servierte, um den ‚Irrsinn des Fünfjahrplanes‘ recht anschaulich darzustellen – tritt auf der ganzen Linie ein Frontwechsel ein. Man kann die Tatsache auf die Dauer nicht aus der Welt lügen, nicht mehr leugnen, daß der wirtschaftliche und kulturelle Aufbau des Sozialismus marschiert. Es ist bezeichnend, daß gerade die demokratische Presse, die sich auf ihre ‚objektive‘ Rußlandberichterstattung soviel einbildet, als erste zur Heiligen Allianz aller bürgerlichen Länder gegen den Arbeiterstaat ruft, weil dieser es wagt, sein Rundfunknetz so kräftig auszubauen, daß dadurch die Verdummungspropaganda der kapitalistischen Sender gefährdet wird… Nun, die Arbeiter sind darüber anderer Meinung. Sie basteln sich selbst ihre Empfangsgeräte, um wenigstens durch die Luft den Anschluß an ihre Kameraden in der Sowjetunion zu finden.“ Wie wichtig sollte diese kräftige Stimme aus Moskau erst werden, als sie die Wahrheit über den faschistischen Krieg nach Deutschland trug, über Radio Moskau, den Sender „Freies Deutschland“ und die Programme der Komintern.

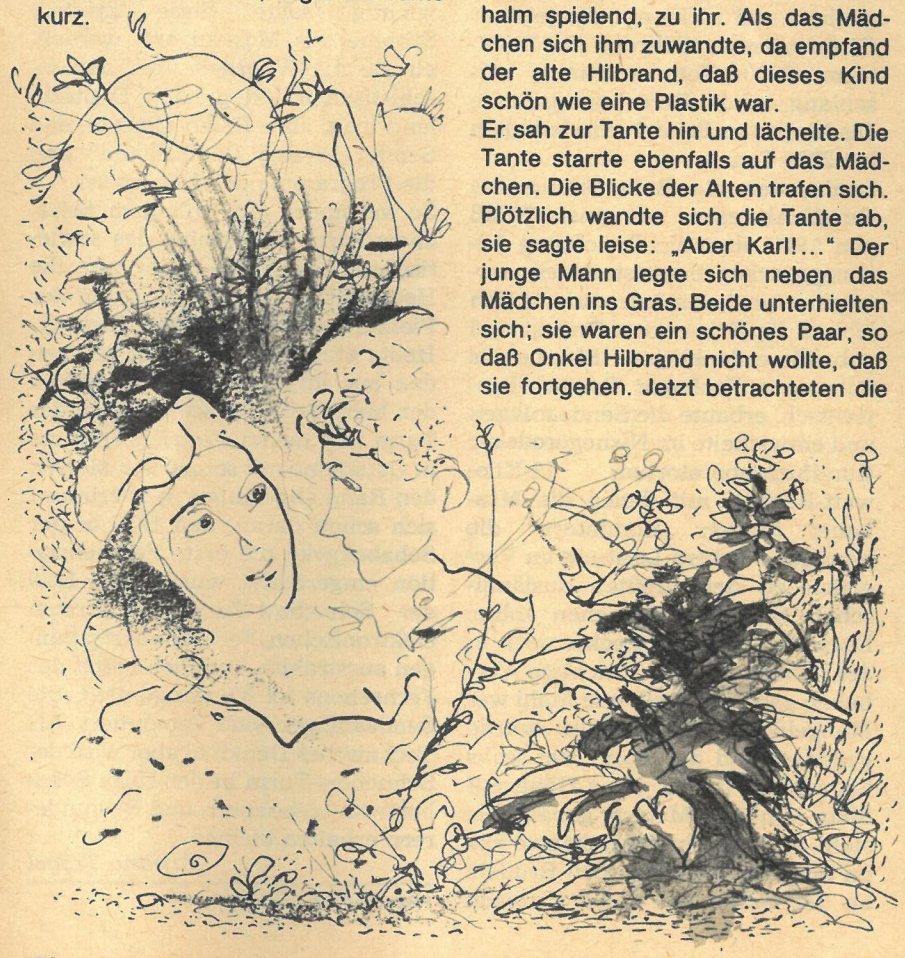
So verbindet sich mit dem Schuchow-Turm als Symbol des sowjetischen Rundfunks nicht nur die Hochachtung vor der Leistung der Pioniere der sowjetischen Technik. Heute nimmt er sich recht bescheiden aus im veränderten Stadtbild der Metropole. Längst hat ihm der Turm des neuen Fernsehzentrums in Ostankino mit seinen 539 Metern den Rang abgelaufen. Wer erinnert sich schon daran, daß 1938 in der Schabolowka die erste Fernsehstation eingerichtet wurde und 1939 der Schuchow-Turm die ersten elektronischen Fernsehübertragungen ausstrahlte. Die Pionierzeit des Fernsehens ist Vergangenheit, die Sendeanlagen sind demontiert. Als Technisches Denkmal aber wird der Schuchow-Turm in der Uliza Schabolowka Liebhabern und Bewunderern erhalten bleiben.

Tatjana Trögel

Fotos: Volkmar Billeb (1), Archiv

Die grüne Fliege

Ein vorsommerlicher, glänzender Sonnenstrahl lief den Berghang entlang. Er vergoldete den ebenen Rasengrund, bestrahlte dann einen schneeweißen staubigen Weg, der nach Budakeszi führte, und verlor sich weiter unten inmitten vieler winziger Sträucher, Bäume und Häuser.
Auf dem kalkstaubigen Weg standen grüne Bänke unter einzelnen schattenspendenden Bäumen. Niemand war in der ganzen Gegend zu sehen, eine große mittägliche Stille lag über dem sanft ansteigenden Berghang, über den Sträuchern und Häusern. Oben auf dem Bergrücken schienen die teuren Villen der Lipótvároser Familien in der Wärme zu schlummern. Ein sehr leises, noch nicht sommerliches Gesumm wiegte die Gräser in den Schlaf, die sich dem lauen, angenehmen Lüftchen leicht anschmiegten.
Auf dem weißen staubigen Weg tauchten Onkel Hilbrand und seine Frau auf. Ein grauer, hagerer, gebeugter kleiner Mann war Onkel Hilbrand, schon über die Sechzig. Beider Haus – eine mit Geranien umgebene, ebenerdige Hütte – stand in der Tavaszmezöstraße, wo Tante Hilbrand, eine rotwangige, zahnlose Frau, das Kommando führte.
Sie waren ermüdet, und Onkel Hilbrand wischte sich die Stirn trocken. Die Tante trug mühsam einen Korb, der mit gutem Fleisch und anderem, für einen Ausflug geeigneten Essen gefüllt war. Der Alte sagte: „Was für eine Wärme! Dabei ist es doch erst Frühling und schon so warm!"
Er sprach das Ungarisch in Józsefvároser Tonart.
„Dort ist eine Bank", sagte die Tante kurz.



„Setzen wir uns. Ich bin ohnehin hungrig…".
Und von diesem Gedanken elektrisiert, schritten sie beinahe militärisch zur Bank. Sie setzten sich und machten es sich bequem. Der kleine hagere Onkel sagte, während er sich die Stirn trocknete: „Aber diese Hitze!"
Damit verstummten beide. Nach dem vielen Laufen atmeten sie tief, die Augen fast geschlossen, und verschmolzen ebenfalls mit der lautlosen mittäglichen Stille. Auf der Bank, dort, wohin ein Sonnenstrahl fiel, wärmten sich große grüne Fliegen. Onkel Hilbrand betrachtete sie lächelnd, dann sagte er leise, halb schlafend, die Erholung genießend: „Schöne Fliegen…" Ganz unerwartet stieß ihn die Tante mit dem Ellbogen an: „Sieh mal, da…"
Auf dem grünen Rasen, oberhalb des Weges, lag ein junges Mädchen, ein schönes, voll entwickeltes Mädchen, in weißer Tenniskleidung, mit nackten Armen. Neben ihr stand ein junger Bursche, der nicht älter als zwanzig Jahre sein mochte. Ein kräftiger, schlanker Mann. Die Arme hielt er vor der Brust verschränkt und sprach lächelnd auf das Mädchen ein.
Sie war bestimmt die Tochter eines der reichen Villenbesitzer. Ein hübsches, lächelndes Geschöpf, das Gesicht gerötet, voller Leidenschaft und Frühlingserwachen. Weiß im grünen Gras war sie wie eine große, duftende, feurige Blume. Manchmal bewegte sie sich ein wenig und legte die winzigen Füße übereinander, dann blitzten unter dem vielen Weiß ihre schwarzen Strümpfe hervor.
Derart, daß die Hilbrands erstaunt blickten.
Der junge Mann kniete neben das Mädchen nieder, hockte sich auf die Hacken und redete, mit einem Grashalm spielend, zu ihr. Als das Mädchen sich ihm zuwandte, da empfand der alte Hilbrand, daß dieses Kind schön wie eine Plastik war.
Er sah zur Tante hin und lächelte. Die Tante starrte ebenfalls auf das Mädchen. Die Blicke der Alten trafen sich. Plötzlich wandte sich die Tante ab, sie sagte leise: „Aber Karl!…" Der junge Mann legte sich neben das Mädchen ins Gras. Beide unterhielten sich; sie waren ein schönes Paar, so daß Onkel Hilbrand nicht wollte, daß sie fortgehen. Jetzt betrachteten die Alten sie begierig wie zwei Kinder, und obwohl sie voneinander wußten, was der andere dachte, wagte keiner zu sprechen.
Schließlich brach die Tante das Schweigen: „Man müßte essen…"
„Ja… Jawohl."
Sie öffnete den Korb und nahm die Salami, das kalte Fleisch und das Brot heraus. Onkel Hilbrand holte eine kleine Flasche Bier aus der Tasche. Sie langten mit gutem Appetit zu.
Das war zwischen ihnen nicht üblich, doch jetzt sprachen sie während des Essens kein Wort miteinander. Beide hätten zu den Kindern hinsehen wollen, wagten es aber nicht. Onkel Hilbrand aß schnell, hastig, um danach schauen zu können. Der Tante gefiel die Idee, so aßen sie alles rasch auf, tranken das Bier aus und blickten fast gleichzeitig wieder zu den im Gras liegenden jungen Menschen.

Mit dem Band „Die grüne Fliege" stellt der Eulenspiegel Verlag den ungarischen Meister des lockeren, geistvollen, auch bissig-polemischen Tons vor. Ferenc Molnárs Kurznovellen aus den neunziger Jahren des vorigen bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts zeigen das sich zur Großstadt entwickelnde Budapest aus seiner ganz speziellen satirischen Sicht. Durch die Übermacht ausländischer Romane in dieser Zeit mündeten die literarischen Talente in die kurze Form und brachten damit dem ungarischen Pressefeuilleton eine Periode üppiger Blüte. Der Band wurde von Vera Thies übersetzt und herausgegeben.

Ferenc Molnár

Gerade zur rechten Zeit.
Der junge Mann kniete am Kopf des Mädchens und sprach erregt auf sie ein. Das Mädchen lächelte kokett und kitzelte ihn mit einem langen Blütenstiel im Gesicht. Dann beugte sich der Mann unerwartet zu ihr hinunter, stützte sich mit der Hand auf und küßte das Mädchen auf den Mund, so herzhaft und glühend, daß der Rasen von diesem verliebten Frühlingskuß bis zu der grünen Bank zu erbeben schien.
Kein Muckser war zu hören. Onkel Hilbrand wollte gerade die letzte Scheibe Salami zum Mund führen, doch seine Hand verblieb in der Luft.
Die beiden küßten sich noch immer. Das Mädchen gab sich ganz dem Gefühl hin, sie hatte langsam die nackten, vollen Arme gehoben und mit ihnen den Nacken des jungen Mannes fest und leidenschaftlich umschlungen. Ein Zucken lief durch ihren Körper, und sie bohrte die Hacken der winzigen Lackschuhe ins Gras. Onkel Hilbrand wischte sich die Stirn und warf sich langsam, damit die Bewegung natürlich erschien, in seine schmale Brust. Die Tante sagte leise – nicht umsonst wohnten sie hinter der Kirche: „Man müßte husten, Karl…"
Karl blickte sie lächelnd an: „Wo denkst du hin!"
Die Tante beteuerte ernst: „Das gehört sich nicht… Sie sehen uns nicht…" Dann fügte sie sehr leise hinzu: „Ich werde hüsteln."
Doch sie mußte nicht hüsteln. Das Mädchen war plötzlich aufgesprungen, hatte das auseinandergefallene dichte Haar zusammengesteckt, die Falten ihres Kleides geglättet und war den Berg zu den Villen hinaufgelaufen. Der junge Mann war neben ihr hergelaufen. Dann waren sie unter einem Baum stehengeblieben, und der Jüngling hatte sie noch einmal geküßt.
Da sagte Onkel Hilbrand mit einem Zittern in der Stimme: „Sieh, Jozefin… ich küsse dir jetzt immer nur die Stirn…" Die Tante errötete, doch sie lächelte. Der Alte rückte ganz nahe, ganz dicht an sie heran.
„Du, Jozefin… ich küsse dich jetzt hier…"
Er wagte es nicht auszusprechen, zeigte aber auf den Mund der Tante. Und wie er sich ihr mit der Kühnheit eines alten Bürgers zuwandte, der seit vierzig Jahren von seiner Frau dirigiert wurde, spürte er, daß jetzt er der Herr war.
Er packte die Tante bei den Schultern und küßte sie – überraschend – auf den Mund.
Die Tante schloß die Augen und legte den Kopf auf die Schulter ihres Mannes.
Der junge Mann und das Mädchen hatten sich umgefaßt, als sie den Weg zwischen den Sträuchern bis zu einem der Sommerhäuser weiter hinaufgingen. Sie gingen essen.
Eine Träne rann der Tante aus den Augen, sie lächelte dabei. Den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und betrübt wie ein Herbstsonnenstrahl, der den Frühling beklagt, blickte sie dem verschwundenen Paar nach. Sehr still, mit einem dem Weinen nahen Flüstern sagte sie: „Sie sind fortgegangen…"
Onkel Hilbrand lächelte. Wahrscheinlich lächelte er über sich selbst. Er sah, die Tante war ganz sentimental und jung geworden. Sie neigte sich zu ihm und zauste ihm – wie einst – den Bart und das Haar, das jetzt grau und sehr dünn geworden war, und sie schmeichelte ihm mit neckender, lieber Stimme: „Karl, mein kleines Karlchen…"
Der Onkel lächelte immer glücklicher.

Er fühlte, er müsse jetzt schon von etwas anderem reden, und er blickte zum Rand der Bank, als suchte er etwas von weltweiter Wichtigkeit. Dort, in einem sich durch die Baumkrone hindurchschleichenden Sonnenstrahl, spazierte seine rettende Idee, eine große grüne Fliege. Ruhig und würdevoll ging sie spazieren.
Onkel Hilbrand formte einen Löffel aus seiner Hand; und er näherte sich vorsichtig der Fliege, um sie zu fangen. Doch die grüne Fliege flog fort.
Da rügte Onkel Hilbrand, spitzbübisch lächelnd, mit vertrauter Kastratenstimme die grüne Fliege: „Uff! Du... du... Schellm!" Und den Schelm sprach er in der Tat mit zwei l und mit einem sehr hohen Jauchzer aus.

Turóczi

Macht jemand eine längere Reise mit dem Zug – und er ist nicht gerade ein redseliger Mensch, solch ein causeur, der sich schnell bekannt macht, sondern er liebt es, den Platz des stummen Beobachters einzunehmen–, dann kommt er spätestens bei der fünften Station darauf, daß der Zug so etwas wie eine Zeitung ist. Bist du, geneigter Leser, schon einmal durch einen langen Zug gegangen, vom letzten Wagen bis zum Speisewagen, der hinter dem Tender der Lokomotive seinen angenehmen Fettgeruch verbreitet? Nun ja, dann hast du bestimmt in jedes Abteil geblickt, an dem du vorbeigegangen bist. Und dann bist du daraufgekommen, daß die Abteile wie die Spalten in den Zeitungen sind. In dem einen spricht man über den Krieg, in dem anderen über Politik; im dritten reisen Grundbesitzer, sie unterhalten sich über wirtschaftliche Probleme; im vierten geht es um die Außenpolitik, im fünften erfährst du schreckliche Fälle aus den Polizei-Chroniken. Und wie der Reisende für jede Spalte sein Abteil findet, so kommt er auch darauf, daß es Feuilleton-Abteile gibt, wo sich die Männer über Frauen unterhalten und Liebesgeschichten zum besten geben, manchmal adeln sie sogar Skandale, die großen Staub aufgewirbelt hatten, zu Lustspielen oder Dramen.

Hier hörte ich, wie ein Herr mit Panamahut einem anderen Herrn folgende lehrreiche Geschichte erzählte, die ich zur Belehrung aller getreu wiedergeben werde. Den ersten Teil vernahm ich zwischen Kelenföld und Sárbogárd, den zweiten zwischen Sárbogárd und Dombovár. In Kelenföld war die Geschichte noch langweilig, bei Szakály-Högyész am interessantesten und bei Új-Dombovár um zehn Uhr und achtundvierzig Minuten wurde sie lehrreich.

Von Kelenföld bis Sárbogárd

Sieh, ich bitte dich, sagte der Panamahütige, das geht nicht so, wie du dir das denkst. Frauen kann man nicht paragraphieren. Zwischen der Frau und dem Mann besteht ein Unterschied wie zwischen einer Geige und einem Klavier. Das Klavier ist ein temperiertes Instrument wie der Mann. Nach dem C folgt das Cis. Auf der Geige finden selbst unsere brutalen Hände noch vier, fünf Töne zwischen dem C und dem Cis. Wenn ich dir erzähle, was mir passiert ist, wirst du sofort ein wenig von dem verstehen, was ich als Beziehung zwischen Frau und Mann bezeichne.
Ich höre! sagte der andere.
Bevor ich das Anwaltsbüro eröffnete, wollte ich, wie dir bekannt, Journalist werden. In meiner Jugend schrieb ich Gedichte und Novellen und spürte, daß sich in mir etwas regte, jenes Etwas, von dem Mikszáth sagte, es sei in der Regel nicht Begabung, sondern ein Wurm. In jener Zeit gingen die Jugendlichen abends in ein Kaffeehaus. Wir waren wahrlich so, wie man in Büchern die Bohemiens beschreibt. Langhaarig, struppig. Wir trugen große Hüte, schäbige schwarze Schlipse, unsere Schuhe waren zerrissen, die Hosen ausgebeult, und an unseren Mänteln hingen die Taschen, da wir ständig Bücher mit uns herumschleppten. In einem Anzug gingen wir bis zu einem Jahr, und um mich bündig auszudrükken, alle, ob Dichter oder Maler, waren wir zerlumpt und schmutzig.
In jenem Kaffeehaus gab es eine Kassiererin mit Namen Emma, die sich schon einigen Stürmen gewachsen gezeigt hatte. Sie war eine Frau, die aus Garnisonsstädten zu uns gekommen war. Die Kassiererin trug einfach den Stempel ihrer Lebensgeschichte. Und ich war verliebt in Emma.
Dorthin zu uns kam ein Herr, der weder Dichter noch Maler war. Er war Beamter in einer Bank und das direkte Gegenteil von uns. Er war nicht lustig und kleidete sich außerordentlich vornehm. Sein Zylinder spiegelte das Licht achtfach wider, seine Hosen hatten Bügelfalten scharf wie ein Messer, sein Schlips war dünn wie ein Schnürsenkel, die Schuhe glänzten und waren einwandfrei, und sein Taschentuch hatte in einer Ecke ein Hufeisen... Er war ein vornehmer Mann und hieß Turóczi. Ich werde diesen Namen nie vergessen. Er roch ständig nach „cuir de Russie" und war so gekämmt wie die Söhne des englischen Ministers. Kurzum, er paßte nicht zu uns, und wir amüsierten uns großartig über ihn. Doch von ihm ging die Kunde, er habe Glück bei Frauen, das gab ihm in unseren Augen das gewisse Etwas. Mit Emma unterhielten wir uns oft über ihn, und Emma, die liebe und sturmgepeitschte Emma, lachte ihn aus und hielt zu uns. Lieblich lachte sie, wie die altmodischen Schriftsteller zu schreiben pflegten, und dabei blitzten zwischen ihren roten Lippen ihre schneeweißen Zahnreihen mit der feinen Goldplombe hervor, die ein einfacher Kassaer Zahnarzt auf Kosten eines Oberleutnants in ihren winzigen Mausezahn eingesetzt hatte.
„Küß Ihre Plombe", sagten wir, und sie betete uns an.
„Ihr seid meine Jungen", wiederholte sie immer wieder, „ich habe mich noch nirgendwo so wohl gefühlt wie unter euch. Ich bete die Bohemiens an!"
Das Anbeten bezog sich jedoch auf uns nur als Gesamtheit, als Gesellschaft. Mich als Einzelperson wollte sie nicht anbeten, dabei hatte ich sie mehrmals und sehr tatkräftig dazu aufgefordert. Sie amüsierte sich sehr gern mit mir, doch – das war alles. Herr Turóczi machte ihr auch den Hof. Sie unterhielt sich gelangweilt mit ihm und ließ dabei die Blicke ihrer blaßblauen, vieux-bleu Augen über uns gleiten. Herr Turóczi trieb keine Scherze mit ihr. Ernst und monoton sprach er mit ihr. Er tauschte seine Ansichten über das Wetter aus, hielt einen Vortrag über die Mode oder analysierte die wirtschaftlichen Verhältnisse. Und riefen wir Emma beim Hinausgehen zu „Servus, Engel!" oder „Guten Anstand!" oder „Küß Ihre Plombe!", so nahm Turóczi höflich den Hut ab und sagte: „Küß die Hand, gnädiges Fräulein." Wir amüsierten uns darüber. Dieser formvollendete Bürger wirkte sehr komisch unter den Zerlumpten. Er stach von uns ab. Emma sagte: „Warum habt ihr euch mit dem befreundet?"
Wir zuckten mit den Achseln. Den anderen war es egal, doch mich störte seine Gegenwart. Er störte meine Liebeskreise bei Emma. „Er macht dir den Hof", sagte ich.
„Laß ihn den Hof machen", antwortete sie, „ich bete doch nur euch an. Die Langhaarigen, diese breiten Schlipse liebe ich. Und dann, ihr seid Grobiane... und habt dazu kein Geld..."
Und sie drückte meine Hand. Doch ich kam mit ihr nicht weiter. Eines Tages dann entschloß ich mich, sie am Nachmittag in der Wohnung aufzusuchen, um im Vergleich zu den bisherigen wirkungsvollere Maßnahmen zu ergreifen, damit sie mich wiederlieben sollte. Ich ging auch zu ihr. Sie wohnte in der Üllöistraße. Ich läutete. Es blieb still. Die Hausmeisterin kam zu mir geschlichen.
„Sie können jetzt nicht 'rein", sagte sie. „Um diese Zeit ist immer ihr Freund bei ihr."
„Ihr Freund? Sie hat einen Freund?"
„Aber ja! Schon ein Jahr."
„Wer ist das?"
„Ein Beamter. Er heißt Turóczi."
Mir schwindelte fast. Ich wollte gerade fragen, welcher Turóczi, was für ein Turóczi, als Turóczi zur Tür herauskam. Mein Turóczi. Der elegante.
„Sábogárd!" rief der Schaffner.

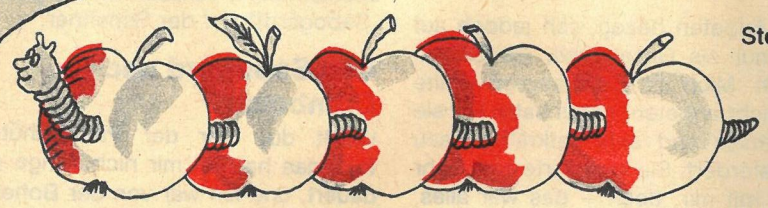
Von Sábogárd nach Dombovár

Weißt du, fuhr der Panamahütige fort, das hat bei mir nicht lange gedauert, und ich war von der Boheme ernüchtert. Bei uns in Pest ist die Boheme keine Institution oder Kaste wie in Paris, sondern eine Kinderkrankheit. Etwa wie Windpocken. Bei uns ist es üblich, daß man von ihr auch geheilt wird. Ich wurde bald ernst, setzte die Studien fort, überließ das Verseschmieden endgültig den Dichtern und trat in das Rechtsanwaltsbüro meines Bruders ein. Jetzt wurde auch ich ein eleganter Mann. Ich warf den breitrandigen Hut und auch den Schlips weg, ging wie die anderen in Kammgarn, trug einen Doppelkragen mit dünnem, diskretem Schlips, drückte mir einen Zylinder auf den Kopf und achtete auf meine Wäsche und mein Benehmen. Meine Schwägerin hatte viele Sorgen mit mir, bis ich mir den Jargon abgewöhnt hatte. Ich genas auch davon, daß ich zu dem Stubenmädchen „meine Alte", der Köchin „Engel", dem Träger „Väterchen" sagte. Zu älteren Herren sagte ich auch nicht mehr „Papa", und den Briefträger fragte ich nicht mehr: „Haben Sie einen Brief für mich, Meister?" Ich wage fast zu sagen, aus mir war ein Mann von Welt geworden. Ich ging vor Mitternacht schlafen und verhandelte morgens um neun bereits am Gericht. Kurzum: ich war ernst geworden.

Fortsetzung Seite 41

Illustration: Gerhard Lahr

Alles wird Versuchung für den, der sie fürchtet. La Bruyère



Steger

Die verbotene Frucht

J. Iwalkin

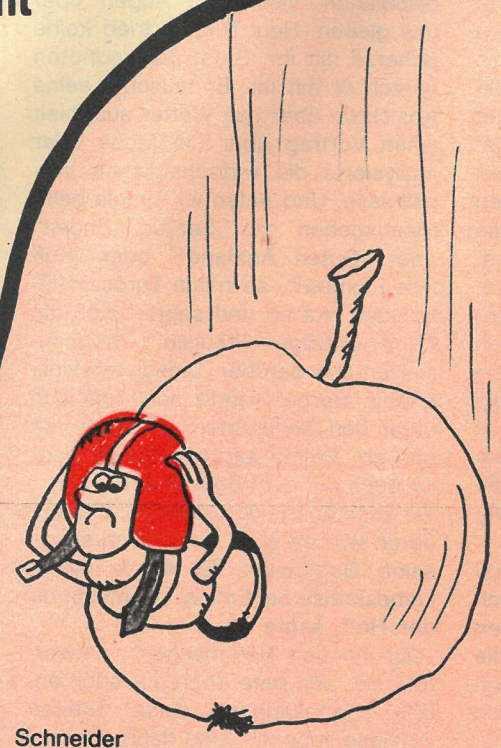
Wo ist Eva? Ah! Da steht sie und buchstabiert das kleine Täfelchen an dem breitästigen Apfelbaum: „Baum der Erkenntnis! Früchte pflücken strengstens verboten! Zuwiderhandlung wird bestraft!"

„Wo steckst du denn die ganze Zeit?" fahre ich auf sie zu. „Warst du wieder mit dem Teufel zusammen? Er übt einen schlechten Einfluß auf dich aus! Und nackt bist du auch noch! Immerhin ist er ein Mann! Schämst du dich nicht?"

„Warum sollte ich? Die Geschichte der Mode steht noch auf dem Nullpunkt. Erst nach dem Sündenfall werde ich mich meiner Nacktheit schämen. So steht's in der Anleitung!"

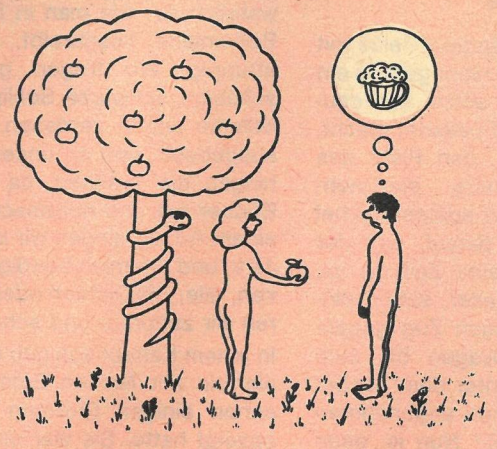
„Dennoch: Ich verstehe nicht, daß du am Teufel, diesem notorischen Verführer, diesem hörnertragenden Gecken Gefallen finden kannst. Gilt dir denn die öffentliche Meinung im Paradies überhaupt nichts?"

„Mir scheint, du bist eifersüchtig. Der Teufel ist ein s e h r interessanter Mann. Heute zum Beispiel unterhielten wir uns darüber, warum Gott uns verboten hat, diese Äpfel zu essen. Entweder, er mag nicht, daß der Mensch nach Erkenntnis strebt, oder er sucht einen Vorwand, uns

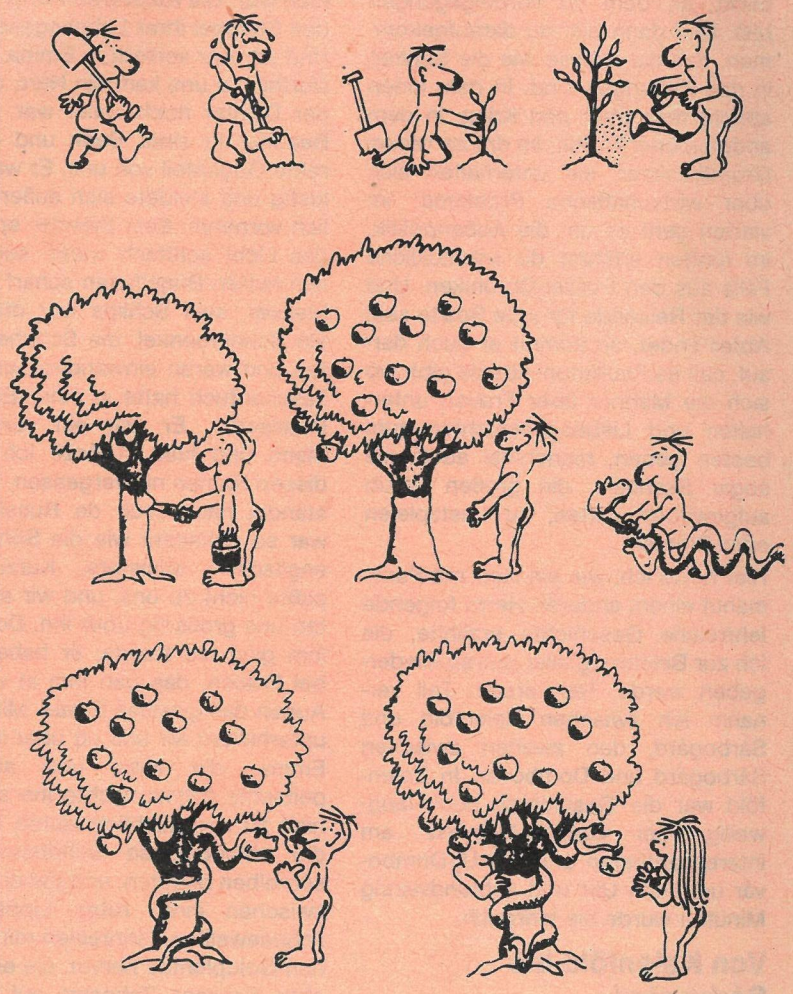


Schneider

Neprakta, Prag



Dmitrijew



Tesler, Moskau

Inserat

Die verehrlichen Jungen, welche heuer
meine Äpfel und Birnen zu stehlen gedenken,
ersuche ich höflichst, bei diesem Vergnügen
womöglich insoweit sich zu beschränken,
daß sie daneben auf den Beeten
mir die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten.

Theodor Storm

Von-Fall-zu-Fall-Obst

Manche begreifen von der ganzen Grammatik nur den Sünden-Fall.

★

Der Apfel fault nicht weit vom Stamm.

★

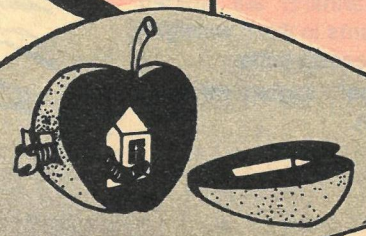
Kunst kann man nicht von Bäumen schütteln.

2

Wochenspruch

**Sein Glück
für einen Apfel geben,
O Adam,
welche Lüsternheit!
Lessing**

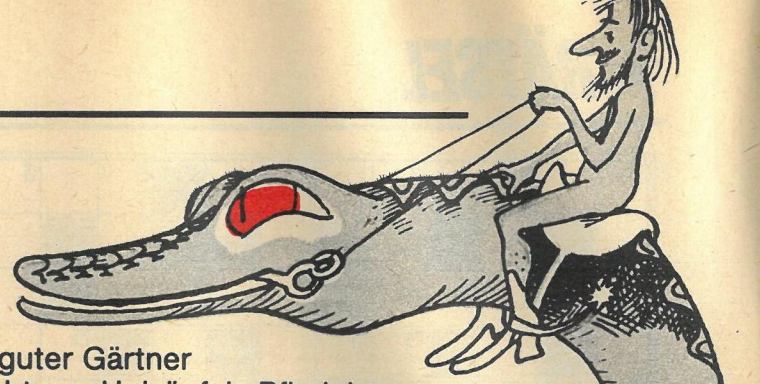
Wie viele Zankäpfel erweisen sich bei näherer Betrachtung als wurmstichig! Geduld erhält Unschuld. M. Luther



Man mag nur da guten Rat annehmen, wo er der eigenen

Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

Jungfern-
fleisch ist kein
Lagerobst.

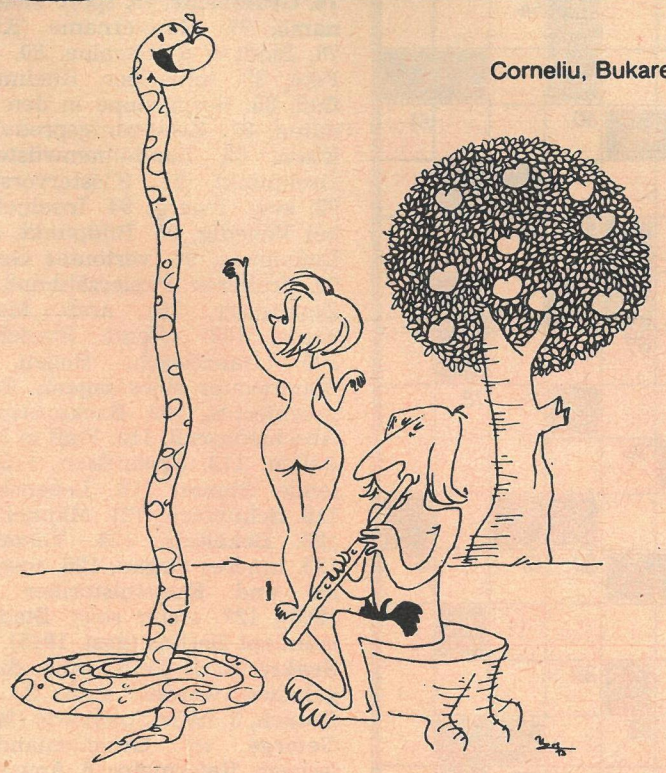


Ein guter Gärtner
macht aus Holzäpfeln Pfirsiche.

Freigebigkeit macht werte Hand:
Am Obste wird der Baum erkannt.
Freidanks Bescheidenheit

Maistrenko, Leningrad

Corneliu, Bukarest

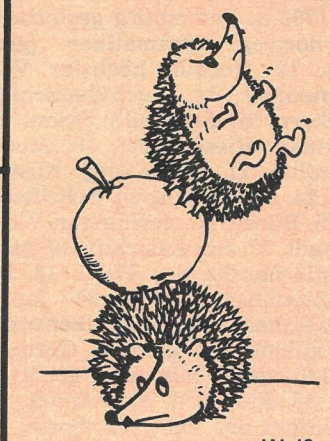


Apfel-Kur

Wer die Früchte unreif vom Baum pflückt,
der hat weder Saft von ihnen, noch trägt der
Same ihm neue Frucht. indisch

Der erste bemerkenswerte Wurm war in
Evas Apfel. Heyse

Über Rosen läßt sich dichten,
in die Äpfel muß man beißen. Goethe



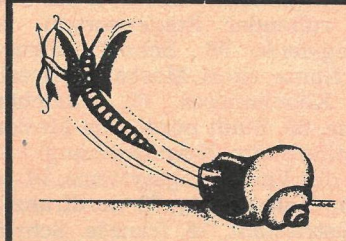
Weiß

Damentoast im Obstgarten

Casanova sprach lächelnd
zu seinen Gästen:
„Mit den Frauen ist es,
ich hoffe, ihr wißt es,
wie mit den Äpfeln rings
an den Ästen.
Die Schönsten
schmecken nicht
immer am besten."

Erich Kästner

Tesler



Adams großer Apfelspinnerschneck von Vlaber

Nimmersatt

Eva sprach ohne Bedenken:
Will einen Apfel dir schenken.
Adam drauf: Liebste, verzeihe,
ich möchte der Äpfel zweie.

R. Pöhlig

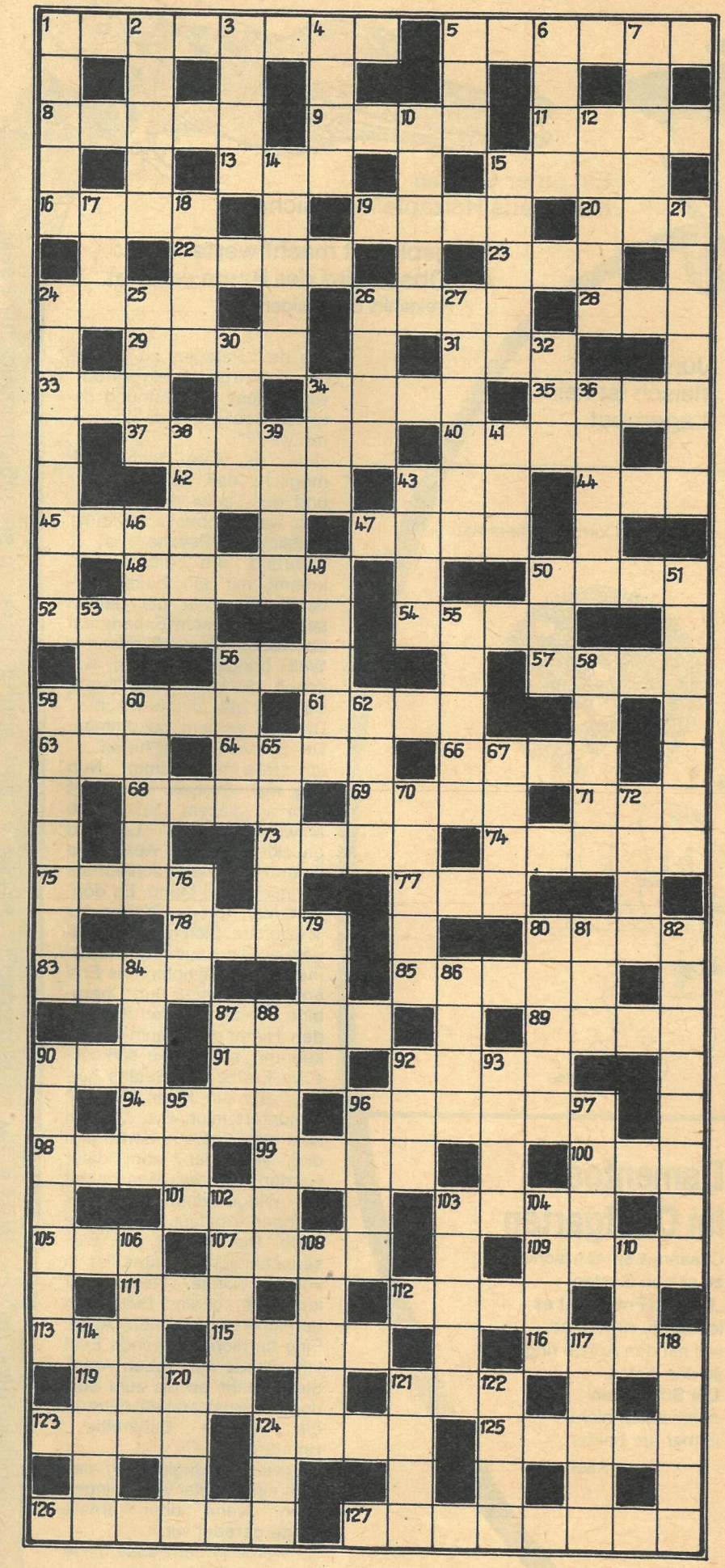
Was kann unschuldiger als die erste Sünde sein? A. Shukow Unsereiner ist wie a Griebsch, an dem alle rumfressen. G. Hauptmann

aus dem Paradies zu vertreiben. Wozu solch ein Verbot, wenn nicht die Hoffnung dahinter steckt, daß es übertreten wird?"
„Eva, es wäre doch auch möglich, daß der Schöpfer und der Teufel gewettet haben, wer der bessere Kenner weiblicher Psyche ist..."
Während ich dies sage, kommt mir ein böser Verdacht: Eva hat die beiden selbst zu diesem Experiment überredet! Sie will Kinder zur Welt bringen, Windeln waschen, die Wirtschaft führen! Da kann man nichts machen. Die Zeit scheint gekommen. Der Sündenfall reift heran...
Ich stelle mich dumm: „Nun sag mal, Evchen, was reizt dich an diesem Obst?" Sie antwortet nicht. Lachend pflückt sie einen Apfel und beißt hinein. Dann schiebt sie ihn mir in den Mund. Es donnert. Man hört das Pfeifen der Milizionäre. Sich mit ihren Flügeln an die Baumkrone klammernd, beschimpfen uns Erzengel, Seraphine und Cherubine... Alle mit roten Armbinden. Hinter dem Baum der Erkenntnis schaut die sarkastische Fratze des Satans hervor. „Sei ein Mann, Adam!" ermuntert mich Eva. „Gleich wird man uns aus dem Paradies vertreiben, aber dafür werden wir der Menschheit die Wiege zimmern!" Donnernder Applaus. Ich fahre hoch. Die Tagung des Wissenschaftlichen Rates ist in vollem Gange. Neben mir knabbert so eine Eva einen herrlichen, duftenden Apfel. Eine herrliche, duftende Eva! Ich schaue auf diesen Apfel. Sie nagt ihn ab bis zum Stiel und schnipst diesen dann in die vordere Bankreihe... Hhhmmm...
Unglaublich. Unglaublich, daß man einen Apfel verschlingen kann, wenn über ernste Dinge geredet wird!
Ich werde in der Pause diese Kollegin kritisieren!

Gekürzt. Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka

Meinung nicht widerspricht. B. von Arnim Das einzige reife Obst, das wir haben, sind gebratene Äpfel. H. Heine

★RÄTSEL



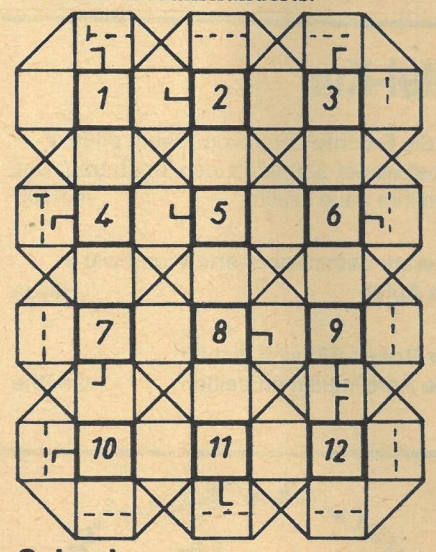
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russ.-sowj. Schriftsteller („Tschapajew"), 5. russ. Philosoph und Schriftsteller (gest. 1870), 8. kleines Raubtier, 9. im Altertum: Stadt im westl. Nildelta, 11. Wandschmuck, 13. griech. Buchstabe, 15. Vortrag, 16. sowj. Nachrichtenagentur, 19. oberital. Weinbaustadt, 20. Arbeitseinheit, 22. weibl. Bühnenrolle, 23. Gebietsteil im W der Indischen Union, 24. Festkleidung, 26. Schwimmvogel, 28. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 29. sowj. See in Mittelasien, 31. Stadt in Oberitalien, 33. Fruchtbrei, 34. Alpenhirt, 35. törichter Mensch; Spaßmacher, 37. Rennpferd, 40. Trödel, Tand, 42. eine chem. Verbindung, 43. Schiefer, Fels, 44. engl. Insel, 45. sowj. Physiker (gest. 1971), 47. svw. Kerbtier, 48. dunkelbraune Farbe, 50. westrumän. Industriestadt, 52. Handelsprodukt, 54. kraterförmige Senke, 56. griech. Insel, 57. Gangart d. Pferde, 59. Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland, 61. Verbindungsstelle, 63. svw. kleine Insel, 64. Tage des altröm. Kalenders, 66. französ. Opernkomponist, 68. Kletterpflanze, 69. Roman von Zola, 71. sowj. Fluß in Kasachstan, 73. Hochfläche im Schwarzwald, 74. Grünfläche, 75. span. Mädchenname, 77. Männername (Kurzf.), 78. Stadt i. d. Ukraine, 80. Feier, Fete, 83. schweizer. Rheinnebenfluß, 85. Berggruppe in den Dolomiten, 87. Zersetzungsprodukt an Eisen, 89. Sanddünenwüste, 90. Drehpunkt, 91. Klostervorsteher, 92. svw. Zwerg, 94. Inselnehrung bei Venedig, 96. Bildpunkt, feines Liniennetz, 98. vertontes Gedicht, 99. früheres Papierzählmaß, 100. Zeitmesser, 101. arab. Männername, 103. öffentl. Einrichtung, 105. französisch: Bogen, 107. Stammvater eines sagenh. Riesengeschlechts, 109. Backmasse, 111. Abschiedsgruß, 112. Fluß in Mittelitalien, 113. Speisefisch, 115. duftende Blume, 116. Lebenshauch, 119. Schubfach, 121. Männername, 123. Behältnis, 124. Vorzeichen, 125. inneres Organ, 126. sowj. Maler und Kunsthistoriker (gest. 1960), 127. erster sowj. Stadtkommandant Berlins (gest. 1945).

Senkrecht: 1. Zeitspanne, die eingehalten werden muß, 2. feierl. Brauch, 3. hohe Spielkarte (Mz.), 4. Gebirge in Griechenland, 5. tschech. Reformator, 6. Amtstracht, 7. genialer schweizer. Mathematiker (1783 in Petersburg gestorben), 10. norweg. Dramatiker (gest. 1906), 12. Vorbild höchster Vollkommenheit, 14. Buchüberschrift, 15. Stern im Sternbild Orion, 17. amerikan. Riesenkröte, 18. Moselnebenfluß, 21. erster sowj. Kosmonaut, 24. awarisch-sowj. Schriftsteller, 25. Bürde, 26. nordungar. Weinbaustadt, 27. Spezialschiff, 30. bayr. Künstlerfamilie des 17. u. 18. Jh., 32. Zitatensammlung, 34. japan. Münzeinheit, 36. ein Finkenvogel, 38. Fallklotz, 39. alkohol. Getränk, 41. Gebirge in Marokko, 43. Klebstoff, 46. Fluß i. d. Steiermark, 49. Nebenfluß der Oise, 50. Sorte, 51. sowj. Chemiker, 53. Gebirge im S der Kirgisischen SSR, 55. auf Säulen ruhender Etagenvorbau, 56. Beingelenk, 58. Schachausdruck, 59. Name eines Moskauer Hotels, 60. Kabelinneres, 62. Mädchenname, 65. Stadt nördl. von Moskau (Institute für Kernforschung), 67. Teil des Verdauungssystems, 70. sagenh. Keltenkönig, 72. nordfranzös. Industriestadt, 76. französ. Schriftsteller des 19. Jh., 79. Vogelbau, 80. Angehöriger eines Volkes in Belgien, 81. englisch: Ohr, 82. Hafenstadt am Asowschen Meer, 84. Sumpfhuhn, 86. Donaunebenfluß, 87. Wagenteil, 88. sowj. Pianist (gest. 1974), 90. Stadt in der Ukraine, 92. Brennstoff, 93. Erfinder eines Motors, 95. Gebirgsstock auf Kreta, 96. Turngerät, 97. Gerte, 102. Vakuum, 103. russ. Maler (gest. 1882), 104. altgriech. Philosophenschule, 106. Kreisstadt im Bezirk Cottbus, 108. Staat der Indischen Union, 110. europ. Inselbewohner, 114. Lebensjahre, 117. Stadt i. d. ČSSR, 118. Stadt in Oberitalien, 120. unredlicher Mensch, 121. Froschlurch, 122. altgriech. Küstenlandschaft, 124. Sinnesorgan.

Wabenrätsel

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der jeweils angegebenen Richtung:
1. Fluß im SW Schottlands, 2. griech. Göttin, Gemahlin des Zeus, 3. Singvogel, 4. Bezeichnung für die Erde und alles auf ihr Bestehende, 5. sowj. Automarke, 6. weibl. Operngestalt aus „Das Rheingold", 7. engl. Männername, 8. spanischer Ort nordwestl. von Zaragoza, 9. Ausweglosigkeit, 10. svw. sauber, klar, 11. Nennwert von Münzen, 12. Staat im Norden der USA.
Die Buchstaben in den gestrichelten Feldern – in Uhrzeigerrichtung gelesen – ergeben den Namen eines russ.-sowj. Malers (gest. 1942) und eines russ. Malers und Zeichners des 19. Jahrhunderts.



Schach

Das Läuferopfer

DAMENINDISCH, W. Osnos – E. Koskinen, Turku, Offene finnische Meisterschaft 1984: **1. d4 Sf6 2. Sf3 e6 3. c4 b6 4. g3 Lb7 5. Lg2 Le7 6.0–0 0–0 7. Sc3 Se4 8. Dc2 S:c3 9. bc f5 10. d5 Lc5?!** (10.... ed 11. Sd4! Besser jedoch 11.... Dc8) **11. e4! fe 12. Sg5! Le7 13. S:e4 ed 14. cd d6 15. c4 Sd7 16. Lb2 Sc5 17. S:c5 bc 18. Le4 h6 19. Lh7+ Kh8 20. L:g7+!** (das beinahe klassisch zu nennende Läuferopfer bedeutet für Schwarz das Aus) **20.... K:g7 21. Dg6+ Kh8 22. Lg8! Tf7 23. L:f7 Df8 24. Tae1 Schwarz gab auf.**

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow, Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

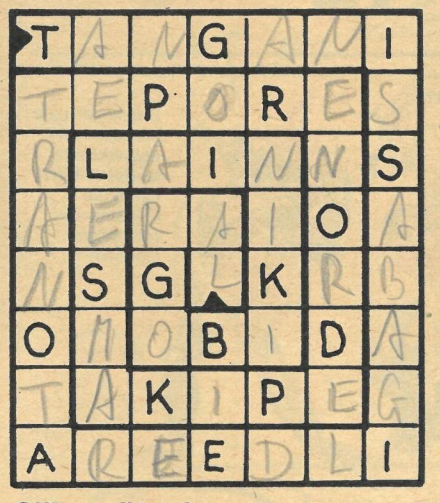
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Wörterband

Von außen nach innen: Meersalge – Kuchengewürz – im Altertum Land in Südarabien – frühere Handwerkervereinigung – Muse der Liebesdichtung – Hundeschlitten der Tschuktschen – kleine Hautöffnung – Windrichtung – erzählende Dichtung – Singvogel – tadshikisch-sowj. Schriftsteller (1878–1954) – Berg in Ostafrika – wundertätige Schale.

Von innen nach außen: sehr langsames Musikstück – zweiteiliger Badeanzug – südfranzös. Stadt – Halbaffe – mexikan. Männername – altrömischer Kaiser – Mädchenname – Anmerkung; kleine Rechnung – amerikan. Journalist und Schriftsteller („Zehn Tage, die die Welt erschütterten") – Klasse im Sport – Wasserbecken – Blutsverwandter väterlicherseits.



Silbenrätsel

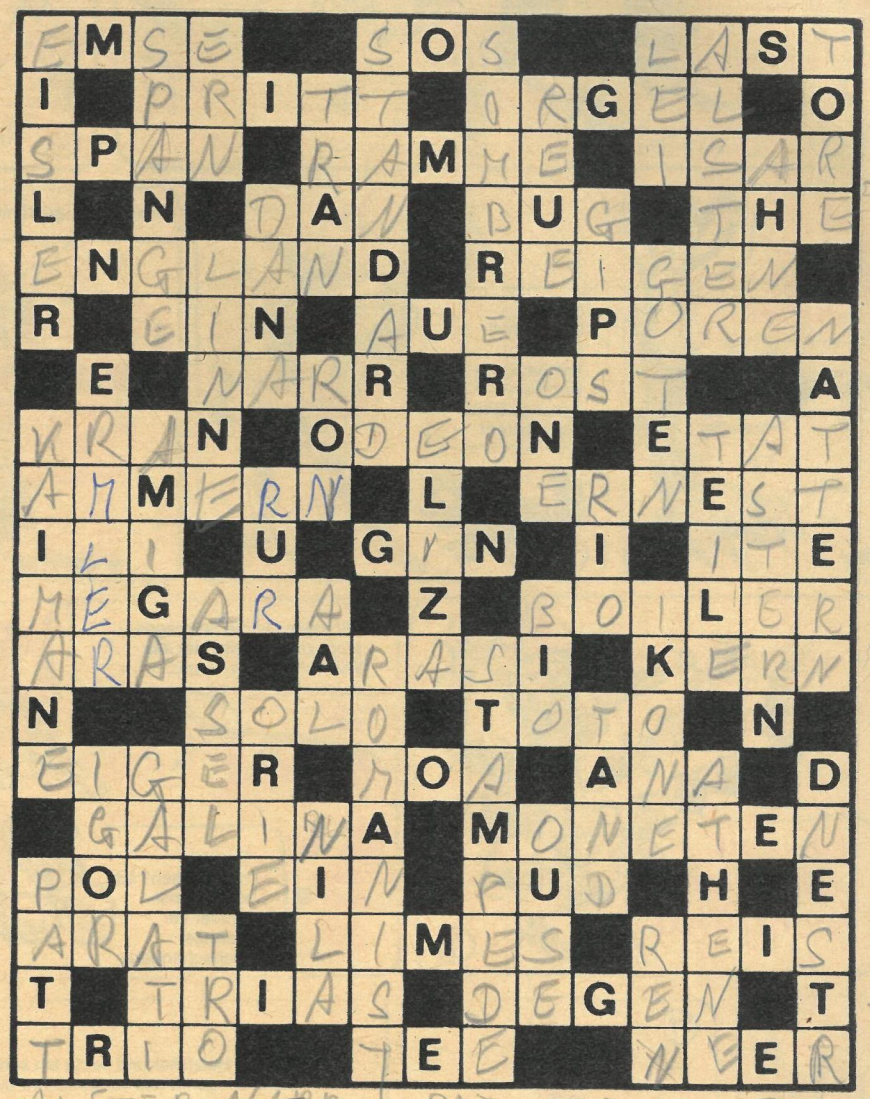
Aus den Silben a – a – a – al – an – chen – der – ech – eu – gent – ger – gnes – har – ker – le – le – le – le – ler – let – li – mar – mi – na – na – ne – ne – o – phan – pfei – re – re – rie – schnei – se – se – sei – shack – si – sta – stüh – te – ter – tha – ton – tü – tut – um – zi – sind 22 Wörter zu bilden, deren zweite und vierte Buchstaben, beide jeweils von oben nach unten gelesen, eine Spruchweisheit der Adygen (eine Nationalität in der Sowjetunion) ergeben:

1. Harke, 2. Märchenwesen, 3. Schiffszubehör, 4. Geschoß des Bogens (Mz.), 5. nordfranzös. Fluß, 6. im Altertum: reichste Handelsstadt an der Küste Kleinasiens, 7. Spion, 8. Lebensjahre, 9. ein chem. Element (Halbmetall), 10. ein Halbesel, 11. Mädchenname, 12. Bratgerät, 13. Papierbehältnis, 14. Kampfplatz, 15. Kriechtier, 16. britischer Südpolarforscher (1874–1922), 17. Sitzmöbel (Mz.), 18. Operettenkomponist („Die lustige Witwe"), 19. Satzung, Ordnung, 20. Oper von Flotow, 21. genialer schweizer. Mathematiker des 18. Jh., 22. Facharbeiter in der Bekleidungsindustrie.

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder der Figur einzutragen:

1. Speisefisch, 2. Rhônenebenfluß, 3. Schallplattenmarke, 4. Stadt im Erzgebirge, 5. kleines Krebstier, 6. Finkenvögel, 7. Elbenebenfluß durch Hamburg, 8. Kuranebenfluß, 9. griech. Göttin, Tochter des Zeus, 10. armenisch-sowj. Dichter (gest. 1964), 11. Vorfahre, 12. Sammlung von Aussprüchen, 13. Herbstblumen, 14. griech. Schriftsteller (gest. um 240 v. u. Z.), 15. griech. Vorsilbe, auf Leben bezüglich, 16. Heißwasserspeicher, 17. Schiffsvorderteil, 18. Judo-Meistergrad, 19. tschech. Mädchenname, 20. Fechtwaffe, 21. Fluß im SW des europ. Teils der SU, 22. größter Landesteil Großbritanniens, 23. Vorname des Schriftstellers Hemingway, 24. Komponist der Nationalhmyne der DDR, 25. svw. Ameise, 26. sowj. Filmregisseur („Die große Wende"), 27. Haushaltsplan, 28. Gestalt a. d. Musical „My fair Lady", 29. unbestimmter Artikel, 30. Hausflur (mundartl.), 31. Gipfel der Berner Alpen, 32. rumän. Industriestadt a. d. unteren Donau, 33. russ. Mädchenname, 34. ein Mineral, 35. Wacholderbranntwein, 36. ostgerman. Volksstamm, 37. Fluß in Kasachstan, 38. russ. Männername, 39. Küstenort im südl. Peru, 40. Tafelgemälde, 41. Donaunebenfluß, 42. Fruchtinneres, 43. südamerikan. Alligatoren, 44. Lastenheber, 45. Bürde, 46. Schiefer, Fels, 47. altrömischer Grenzwall, 48. schwed. Naturforscher des 18. Jh., 49. Name einer griech. Rachegöttin, 50. ausgerotteter Riesenvogel Neuseelands, 51. umgangssprachlich svw. Geld, Bargeld, Münzen, 52. törichter Mensch, Spaßmacher, 53. Schlangenfamilie, 54. Untiefe, 55. kleine Insel nordöstl. von Timor, 56. Musikhalle, 57. engl. Zahlwort, 58. größtes Tasteninstrument, 59. spanischer Ort nordöstl. von Granada, 60. Name mehrerer engl. Flüsse, 61. Begriff beim Schachspiel, 62. Drehpunkt, 63. kleine Hautöffnungen, 64. fortschrittl. engl. Jurist und Friedenskämpfer, 65. sowj. Massemaß (bes. für Getreideerträge), 66. Nordlandtier, 67. tiefes Bedauern, 68. Fallklotz, 69. spanisch: Fluß, 70. alter Tanz; Volkstanz, 71. Erforscher, Kenner, Lehrer der Romanistik, 72. Oxidschicht an Eisen, 73. Maasnebenfluß, 74. trop. Getreideart, 75. engl.-amerikan. Männername (Kurzf.), 76. in panischem Schrecken flüchtende Tierherde, 77. internat. Hilferuf, 78. gesetzliches Richt- bzw. Eichmaß; staatliche Norm, 79. künstlerischer Einzelvortrag, 80. Schmuckstück, 81. Hobelabfall, 82. breitrandiger mexikan. Strohhut, 83. wertloser Kram; Spielzeug, 84. engl. Artikel, 85. Transformatorenwerk in Bln.-Oberschöneweide (Kurzbez.), 86. Wettspieleinrichtung, 87. Stücke vom Ganzen, 88. geolog. Formation des Erdmittelalters, 89. Treffer (Mz.) beim Fußballspiel, 90. Musikstück für drei Instrumente, 91. Fischfett, 92. Aufgußgetränk.



Kreuzgitter. Waagerecht: Leningrad (30), Gur (22), Oulu (42), Tanne (54), Dante (13), Tor (61), Real (48), Ente (19), Ines (23), Grat (21), Lab (43), Neruda (37), Nest (38), Rate (37), Asiat (8), Alt (5), Rue (50), Tenne (58), Akte (2), Wehr (64), Geisel (20), Nut (41), Nota (39), Lene (29), Atem (9), Nele (35), rar (46), Beleg (10), Laden (26), Beta (11), Amt (6), Bulgarien (12).

Senkrecht:
Latein (27), Nenner (36), Neer (33), Radar (45), Don (14), Elen (18), UNO (62), Ute (63), Alant (3), Terni (60), Rabat (44), Egart (16), Neige (34), Sudan (53), Tee (56), Tau (55), senil (52), Anden (7), Lew (31), Regal (49), Tenor (59), Notar (40), Ahn (1), Krone (24), Sendai (51), Leinen (28), Tegel (57), Eber (15), Met (32), Elba (17), Alm (4), Lab (25).

Silbenrätsel: 1. Gerte, 2. Brise, 3. Ringen, 4. Schlummer, 5. Akita, 6. Fähe, 7. Isis, 8. Straße, 9. Untugend, 10. Meißel, 11. Artel, 12. Genre, 13. Asam, 14. Agnat, 15. Finnen, 16. Abitur, 17. Steuern, 18. Anita, 19. Sirene, 20. Schlüssel. – Erich Kästner, „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es."

Umstellrätsel: Sense, Chose, Helm, Nagel, Alm, Blau, Ernte, List, Tula, Inka, Elba, Regen. – Schnabeltier.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Don, 2. Limes, 3. labil, 4. Samen, 5. Hegel, 6. Radar, 7. Nadel, 8. Leder, 9. Paket, 10. Kat.

Von der Zahl nach links: 3. Lid, 4. Samos, 5. Haben, 6. Remis, 7. Nagel, 8. Laden, 9. Pedal, 10. Kader, 11. Rakel, 12. Ter.

Einer fehlt: (H)enkel, (E)mir, (R)egel, (S)tand, (C)ode, (H)alm, (E)tage, (L)eber. – Herschel.

Magisches Quadrat: 1. Tort, 2. Ober, 3. Rehe, 4. Trester, 5. Toga, 6. Egel, 7. Ralf.

Geschütteltes: Eis und Kram = Markise.

Buchstabentausch: Sonne, Calais, Hammer, Übel, Taube, Zentner, Eichel. – Schütze.

Raten und Rechnen:

5655	:	145	=	39
−		×		+
180	+	36	=	216
5475	−	5220	=	255

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 8) aus Heft 16/1985

Waagerecht: 1. Sau, 4. Abel, 9. Mus, 11. Fes, 14. Wolga, 16. Amudarja, 18. Omega, 19. Wladimir, 21. du, 22. non, 23. iga, 26. Lek, 27. Referat, 29. Jagen, 30. Tief, 32. Hierro, 35. Ada, 37. Askalon, 39. Amanda, 44. on, 45. Esten, 48. ein, 49. Emotion, 53. Artel, 56. Eli, 57. Indigo, 59. Rakel, 61. Real, 62. Arles, 64. ND, 65. Anina, 66. Naga, 67. Assel, 69. Neruda, 72. Sot, 73. Marat, 74. Seminär, 76. Nor, 77. Anapa, 79. Na, 80. Drakon, 82. Gelenke, 86. Los, 89. Mistel, 92. Tarn, 93. Julia, 95. Apparat, 99. Nei, 100. Are, 101. Ust, 102. IL, 103. Taganrog, 106. Rute, 109. Damar, 110. Asturien, 111. Folianten, 112. Ela, 113. Ahn, 114. Glut, 115 Lea, 116. Aare.

Senkrecht: 1. Sowchos, 2. All, 3. Ugale, 5. BAM, 6. Emir, 7. Lure, 8. Ururi, 9. Manta, 10. Sonja, 11. Feige, 12. Egge, 13. Saanen, 15. Ader, 17. Ade, 20. Ikra, 24. Eis, 25. Ufa, 28. Fedin, 30. Tamara, 31. Ekstase, 33. Interna, 34. Omen, 36. Duo, 38. Lel, 40. Neid, 41. Anda, 42. Region, 43. Diana, 44. Onega, 46. Ellern, 47. Nier, 50. Montage, 51. TR, 52. Okarina, 54. Ressa, 55. Elemi, 58. Insa, 60. Latten, 63. Sund, 64. Nara, 68. Li, 70. Dorer, 71. Atom, 73. Mal, 75. neo, 78. Pelagia, 79. Najade, 81. Nina, 83. Eterna, 84. Krater, 85. Ulema, 86. Laura, 87. Satan, 88. Spitz, 90. Senf, 91. Tirol, 94. Ural, 96. Alu, 97. Atig, 98. Tael, 104. Gnu, 105. Ole, 107. Uta, 108. Ene. – **Lösungswort:** „Weltfestspiele der Jugend und Studenten".

Es gewannen:

1. Preis:	100,– M	Erika Zaumseil	4903 Goldschau
2. Preis:	75,– M	Maria Zirm	8900 Görlitz
3. Preis:	50,– M	Alfons Bärtl	5500 Nordhausen
4. Preis:	25,– M	Rucktäschel	1141 Berlin

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

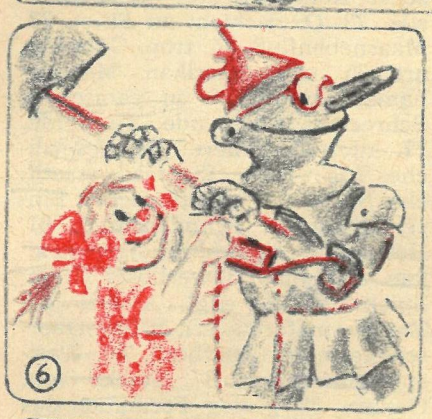
*

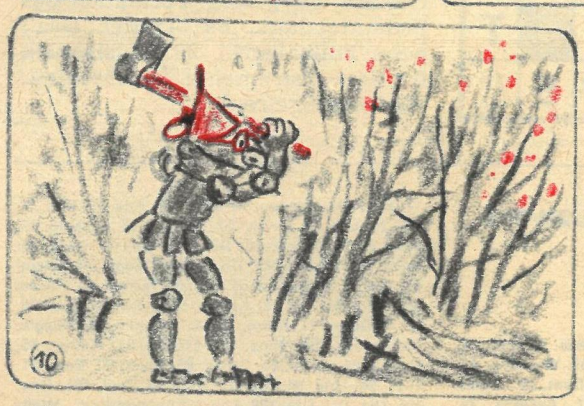
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.





Fortsetzung von Seite 35

Turóczi

Und ich besuchte fortan Gesellschaften. Das tat meinem an Wirtshäuser, das Orfeum-Kaffeehaus und andere Spelunken gewöhnten Herzen gut. Ach, die vornehmen, in Seide gekleideten Frauen, die liebenswerten Damen mit den weißen Händen, die hübschen kleinen eleganten Mädchen, der diskrete, vornehme Ton... Wie jeder wirkliche Lump, verliebte ich mich tödlich in das angenehme, ruhige Bürgerleben. Und mein Benehmen hatte ich großartig verändert. Ich unterhielt mich mit den Frauen so wie die Grafen und Diplomaten in Paillerons Stücken. Ging es um mich, sagte man: „Ein Mann von gesitteten Manieren. Ein ernster Mensch."

Schließlich dachte ich daran, ich müßte auch heiraten. Ein glückliches, schönes Familienleben... Ein ruhiges Zuhause... Und ich verliebte mich in ein Mädchen. Ihr Vater war ein wohlhabender Mann, ein hoher Beamter im Ministerium. Eine großartige Familie. Sie lebten wie die Grafen. Ihre Diener trugen weiße Handschuhe, und sie veranstalteten sehr vornehme Abendgesellschaften, auf denen jeder zweite ein hochgeborener Herr war. Ihre Tochter war der Typ der feinen, lieben, unbedeutenden höheren Töchter. Sie war im Kloster erzogen worden und trug eine kleine weiße Schürze. Man hatte sie in Watte gepackt und verwöhnt. Doch sie war ein anmutiges Geschöpf, eine richtige kleine Herzogin, sogar Prinzessin. Ernsthaft, gleichsam trotzig trug sie den Kopf, der nach einem Diadem verlangte. Und sie redete auch ernst und still. Sie war die ruhige Reinheit selbst, oder wie ich in meiner Dichterzeit gesagt hätte: wie reines Wasser, wie ein stiller See in einem geheimen Winkel des Waldes.

Meine Angelegenheit ging gut voran. Das Mädchen mochte meine Gesellschaft gern, und wir führten lange Gespräche. Von anderen hörte ich, daß sie mich für einen ernsthaften, charaktervollen Menschen hielt, mit dem es ein Genuß und ein Gewinn sei, zu diskutieren, und dem jeder Vater sein Kind anvertrauen könne. Ich war glücklich.

Eines Tages, auf dem Eis – wir gingen auch Schlittschuh laufen, quae mutatio! –, empfing mich das Mädchen damit, sie habe gestern bei ihrer Freundin einen jungen Mann mit Namen Turóczi kennengelernt, der ihr gleich den Hof gemacht habe. Jetzt lächelte ich. Ich dachte bei mir: „Diesmal lasse ich dich abblitzen, Turóczi, in dieser Umgebung pfeifen sie auf deine reinen Manschetten, wo du nichts anderes hast. Und selbst in der bürgerlichen Ernsthaftigkeit nehme ich es mit dir auf! Ich bin ernsthafter, eleganter, wohlhabender, vertrauenerweckender als du!"

„Er ist ein ungemein lieber Junge", sagte das Mädchen.

Ich war überrascht.

„Ich kenne ihn, gnädiges Fräulein", sagte ich, „und ich wundere mich sehr, daß er Ihr Gefallen erlangt hat. Ich halte ihn für einen unbedeutenden, farblosen Menschen, dessen Persönlichkeit sich im banalen Wohlstand und in der neuesten Mode auflöst."

Das Mädchen sah mich an: „Dann ist er es nicht."

„Endre Turóczi."

„Ja."

„Beamter in der Handelsbank."

„Ja."

„Ein braunhaariger Junge mit gestutztem Bart und rotem Gesicht."

„Ja."

„Aber selbstverständlich, das ist er."

Das Mädchen sagte: „Er ist aber nicht so banal, wie Sie sagen. Er ist ein sehr origineller Mensch. Als ich ihm vorgestellt wurde und er meine Goldplombe sah, sagte er: „Ich küsse Ihre Plombe." Jetzt wurde mir wieder schwindlig. Das Mädchen fuhr fort: „Er ist nicht solch ein gewöhnlicher Dutzendmensch wie Sie alle. Er ist unerzogen, hat schlechte Manieren, macht ständig Witze, nimmt nichts ernst, sagt zu dem Stubenmädchen: ‚meine Alte' und verabschiedete sich von mir: ‚Guten Anstand'".

Ich staunte nur.

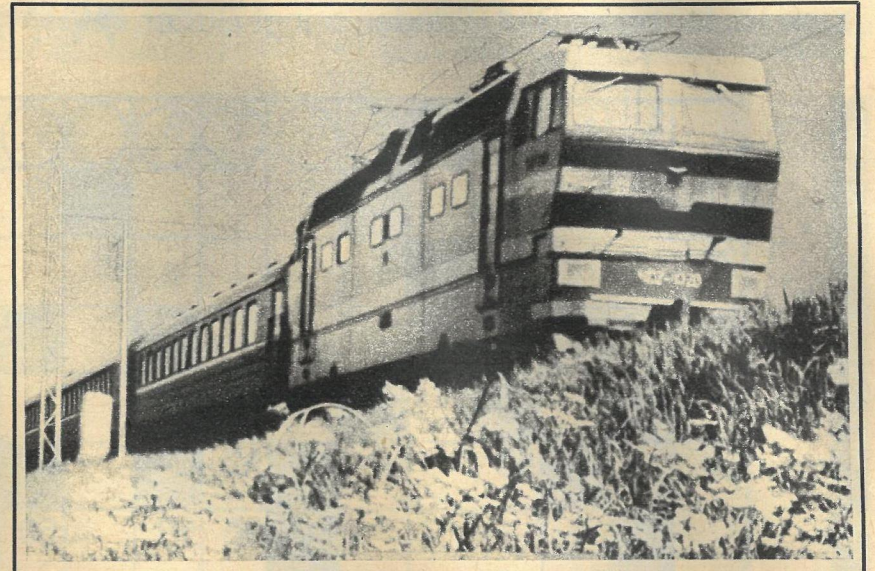
„Ja", sagte das Mädchen, „er hat viele schlechte Eigenschaften, doch endlich ist er anders, etwas Besonderes... Er trägt einen breiten, ausgefransten Schlips, unordentlich, doch genial, interessant..."

„Turóczi?"

„Ja".

Jetzt durchschaute ich plötzlich alles. Turóczi hatte auch hier Glück bei den Frauen. Er spielte hier, in dieser bürgerlichen Umgebung, den Bohemien. Ich betrachtete das Mädchen. Ihre Augen glänzten, als sie von Turóczi sprach. In ihnen erstrahlte der Schein jenes Feuers, das in den Bürgermädchen auflodert, wenn sie in dem Bohemien jene verführerische Stimmung des Außenseiters der Gesellschaft, der anziehenden Nachlässigkeit, des von der Freiheit verursachten Lebensrausches, der Sorglosigkeit, des zur Philosophie gewordenen Scherzes spüren, in dem alles das enthalten ist, was nur ein im Kloster erzogenes Herz interessiert und aufregt. Mit ihrem Blick, dem Beben ihrer Stimme verteidigte sie Turóczi gegen die bürgerliche Gesellschaft; sie stand bereits auf seiner Seite und hätte sich für ihn der ganzen Welt widersetzt, sie war bereits eine Marlitt-Heldin, liebte ihn längst... Und ich irrte mich nicht. Sie hatte in ihm das gefunden, was für sie neu war. Sie verliebte sich und wurde seine Frau. Jetzt spricht sie herablassend von der bürgerlichen Gesellschaft und lebt mit ihm wie Mimi Rodolpheal. Sie essen in kleinen Wirtshäusern zu Abend und gehen sonntags in den Lunapark. Sie sind glücklich; und über dieses Glück schreibt Turóczi Gedichte für ein unbedeutendes Wochenblatt. So ist das Leben, und das war mein Fall. Besser gesagt, daß war Turóczis Fall. Zieh aus ihm die Konsequenzen, die du willst.

„Dombovár!" rief der Schaffner.



Sowjetische Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.

In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.

Die Plätze in den Schlafwagen der Sowjetischen Eisenbahnen im internationalen und Inlandsverkehr können Sie sich im voraus reservieren lassen.
Um ausführliche Informationen wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.

Wir laden Sie zu einer Reise ein!

SŽD

ZUM NATIONALFEIERTAG DER DDR
Tele Lotto
5,4 MILLIONEN MARK BARGELD
100 PKW TRABANT 601S

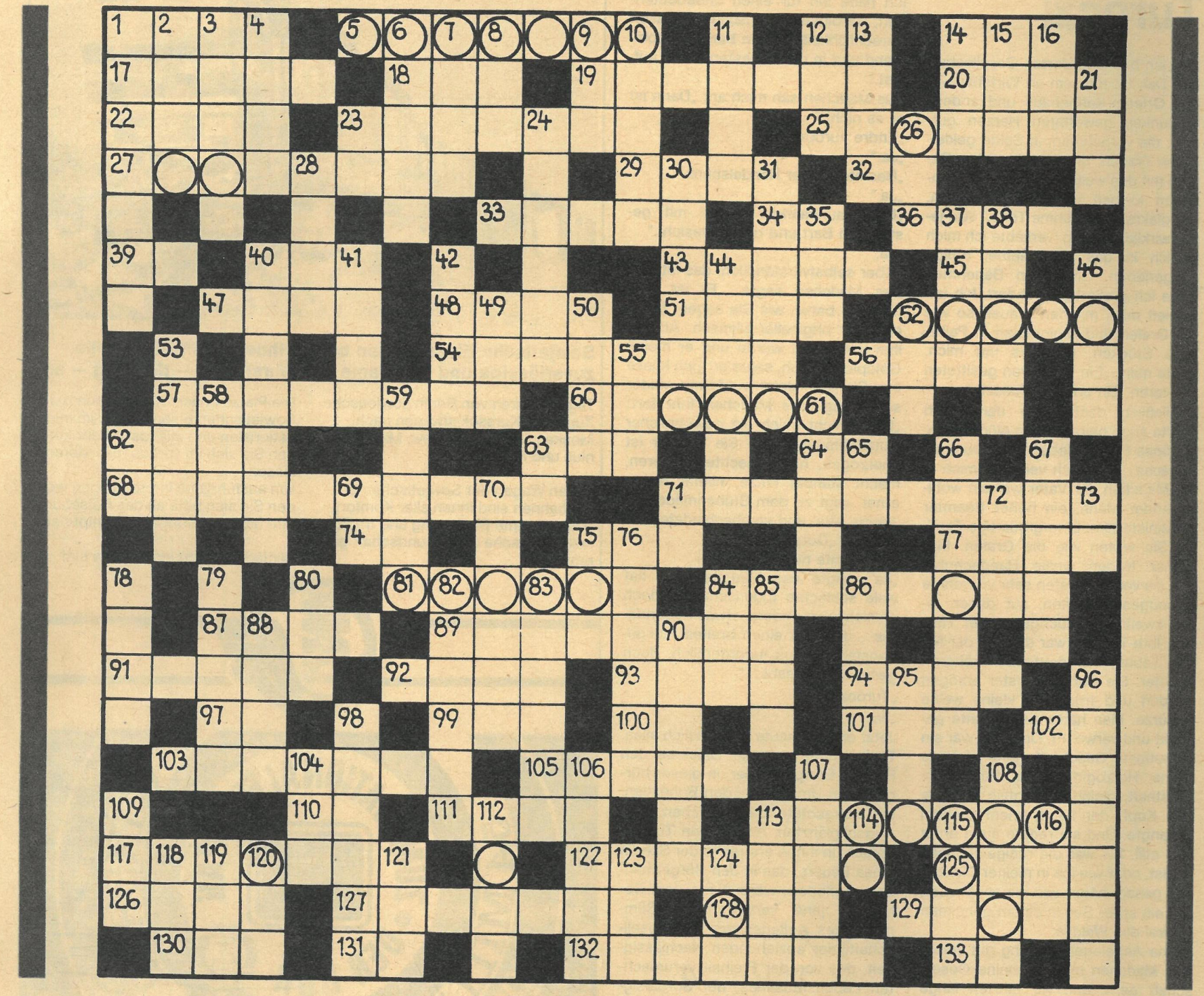
Zusätzliche Gewinnauslosung

in der 38. Spielwoche zu den Tele-Lotto-Ziehungen am 22. und 25. September 1985

100 PKW Trabant 601S
50mal 20000,- Mark
100mal 10000,- Mark
500mal 5000,- Mark
300mal 3000,- Mark

Spielscheinannahme vom 16.–20. September 1985

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE



Waagerecht: 1. Halbinsel im NW der UdSSR, 5. Erstes aller Menschenrechte, 12. Sand- oder Kieswall, 14. Abk. für Soldat auf Zeit, 17. russ. Mädchenname, 18. oriental. Männername, 19. Seemann, 20. russ. Männername, 22. nordirischer Fluß zum Atlantik, 23. Geschäftsstelle, Filiale, 25. kalmyk. Gesangs- und Tanzensemble, 27. Ureinwohner Amerikas, 29. europ. Hauptstadt, 32. hohe Spielkarte, 33. Küstenort im S von Burma, 34. chem. Zeichen für Aluminium, 36. Lebenshauch, 39. boxsportlich svw. kampfunfähig, 40. Donnebenfluß, 43. Singvogel, 45. chem. Zeichen für Astatin, 47. größter Wolganebenfluß, 48. Russische Vereinigung proletarischer Schriftsteller der zwanziger Jahre, 51. Sinnesorgan, 52. Empfindung der Freude und inneren Zufriedenheit (z. B. die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches), 54. Mädchenname, 56. Erbeutung von Wild (weidmännisch), 57. dem Kaspisee naheliegende Stadt in Kalmykien, 60. engl. Männername, 62. Kaviar vom Stör, 63. das Universum, 64. Skatausdruck, 68. kalmyk. Dichter, Deputierter des Obersten Sowjets, 71. Führer des russ. Kosaken- und Bauernaufstandes von 1770/73, 74. Weltorganisation (Abk.), 75. Gewässer, 77. Haustier, 81. deutscher Ingenieur (gest. 1913), Erfinder eines nach ihm benannten Motors, 84. kalmyk. Männerkostüm aus dem 19. Jh., 87. weltweit wichtigstes Getreide (in Kalmykien entsteht das zweitgrößte Anbaugebiet der Sowjetunion), 89. Ballettmeister von 25. waagerecht, 91. Antilopenart in Kalmykien, 92. Schiffs- oder Bootsbesatzung (engl.), 93. japan. Reiswein, 94. Destillationsprodukt der Kohle, 97. Abk. für Karteneinheit (der EDV), 99. kleine Insel im NW Japans, 100. Abk. für Transportgemeinschaft, 101. Komponist der DDR, 102. westsibir. Strom, 103. sowj. Hafenstadt westl. von Kaliningrad, 105. Schmutzteilchen, 110. Abk. für Reisepaß, 111. portugiesisch: Insel, 113. Glätt- und Prägemaschine, 117. kalmyk. Teigfladen, 122. ital. Kur- und Badeort südöstl. von Neapel, 125. Zahlwort, 126. Ort, Fluß und Gebirge im Norden Venezuelas, 127. Wissenschaftler, der Sprache und Kultur iranischer Völker erforscht, 128. Donaunebenfluß, 129. jugoslaw. Hafenstadt a. d. Adria, 130. Rheinzufluß aus der Eifel, 131. chem. Zeichen für Neon, 132. früherer Name der Kalmyken, 133. astronomische Einheit (Abk.).

Senkrecht: 1. Filzjurte der Kalmyken, 2. Stadt im W Algeriens, 3. Laubbaum, 4. Mädchenname (Kosef.), 6. Niederschlag, 7. Schabeisen der Kammacher, 8. unbestimmter Artikel, 9. straußenähnl. Laufvogel, 10. Stadt im NO der Estnischen SSR, 11. Planet, 12. Windrichtung, 13. Amurnebenfluß bei Blagowestschensk, 14. Hochwasserwelle, 15. Angsttraum, 16. Kalmykentee, 21. Zitatensammlung, 23. sowj. Flugzeugtyp, 24. großer Steppenvogel, 26. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 28. französ. Komponist (Ballett „Giselle"), 30. russ. Maler des 19. Jh., Freund Gogols, 31. ägyptischer Staatsmann (gest. 1970), 35. Windschatten, 37. Rinderfett, 38. Übungsstück, 40. meist verkrüppelter Baum der Salzsteppen Zentralasiens, 41. Berg im SO Islands, 42. Ritter der Artusrunde, 44. Kropfstorch, 46. sowj. Ort nördl. von Tschernowzy/Ukraine, 49. arabischer Männername, 50. Ostseeinsel der DDR, 52. Brennstoff, 53. Ort im S Kasachstans nordwestl. von Dshambul, 55. Abk. für die Zeitschrift NEUE DEUTSCHE LITERATUR, 58. Bosheit, Übel, 59. schmaler Schrank, 61. Erfinder des Fahrrad-Vorläufers, 62. Kamanebenfluß, 63. Abk. für Addierwerk (der EDV), 65. lateinisch: und, 66. Fachmann, der Metalle in glühendem Zustand bearbeitet, 67. Begriff aus der Buchführung, 69. sowj. Flugzeugtyp, 70. poln. Volkstanz, 71. Abk. für Penizillinein-heit, 72. Stadt im Süden Vietnams (alte Kaiserstadt), 73. Abk. für Wetterdienst, 75. japan. Währungseinheit, 76. Hauptstadt der Kalmykischen ASSR, 78. sowj. Nachrichtenagentur, 79. Heidekraut, 80. Abk. für Diapositiv, 82. Ort nördl. von Riga/Lettische SSR, 83. sowj. Fluß zwischen Shitomir und Kiew, 84. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 85. Küstenschiff, 86. altröm. Staatsmann (gest. 149 v. u. Z.), 88. Saugwurm, 90. gefleckte Großkatze Nord- und Südamerikas, 95. afrikan. Ort am Fluß Sanaga in Kamerun, 96. umgangssprachlich svw. Vorgesetzte; das Höchste, 98. Ein Nachdichter des kalmyk. Nationalepos ins Russische, 104. Transformatorenwerk in Berlin-Oberschöneweide (Abk.), 106. Titelgestalt bei Goethe, 107. Badegefäß, 108. Gestalt aus dem Ballett „Schwanensee", 109. grober orientalischer Wollstoff, 112. Name sowj. Mondsonden, 113. südostengl. Grafschaft, 114. Abk. für Leutnant, 115. Tunguskanebenfluß im südl. Sibirien, 116. japan. Maler des 13. Jh., 118. Seewind des Gardasees, 119. svw. ungekocht, 120. alter russ. Herrschertitel, 121. europ. Inselbewohner, 123. Nigernebenfluß in Nigeria, 124. Mädchenname.

Der gewöhnliche Dummkopf lobt sein Pferd, der größere Dummkopf lobt seine Frau,

Kalmykien schon bald empfand „wie ein endloses Labyrinth“. Aber ich kriege es trotz meines engeren Stadtherzens nicht fertig, ihm das zu antworten. Und außerdem: Abwarten, vielleicht braucht es länger, der Steppe Reize zu entdekken.

Unterwegs verblüfft uns Anton Romanow immer mal wieder mit einem Satz, von uns später „Überraschungssatz“ genannt. Zum Beispiel: „Ja, ja, der Kühlschrank zieht die Menschen auseinander.“

Wie das?

„Wurde früher beispielsweise ein Ochse geschlachtet, dann lud man den ganzen Choton, das waren 10 bis 12 Kibitkas, dazu ein. Heute kauft man frisches Fleisch oder, hat man selbst geschlachtet, legt man es schön portionsweise verpackt in den Kühlschrank oder in die Tiefkühltruhe. Kein Nachbar muß mehr geladen werden, um es zu vertilgen, bevor es schlecht wird.“

Oder: „Gäbe es eine Seelenwanderung, würde ich eine Saiga-Antilope sein wollen.“

Warum das?

„Weil die Saiga-Antilopen ein paradiesisches Leben führen. Einer ihrer Feinde, der Wolf, kommt bei uns so gut wie nicht mehr vor, und ihr anderer Feind, der Mensch, darf sie nur zu genehmigten Zeiten jagen und nur eine begrenzte Anzahl.“

Womit wir wenigstens mit Worten schon am Ziel unserer Reise wären. Ja, die Saiga-Antilopen... Auf der Suche nach Nahrung legen sie Hunderte von Kilometern zurück. Aber Ende Februar treibt die Weibchen der Instinkt dorthin zurück, wo sie selbst in der Kalmykischen Steppe das Licht der Welt erblickt haben. Auf jedem Quadratkilometer bringen etwa dreißig bis fünfunddreißig Muttertiere ihre Jungen zur Welt, meist sind es zwei.

In Jaschkul ist man gar nicht begeistert, daß sie sich dieses Gebiet als „Kinderstube“ ausgesucht haben; denn die Herden – in der Kalmykischen ASSR schätzt man heute die Kopfzahl der Saiga-Antilopen auf insgesamt 300 000 Stück – zertrampeln ganze Felder ; in Jaschkul haben sie die diesjährige Wintersaat auf dem Gewissen. „Ohne Disziplin, diese Biester“, schimpfen die Bauern. Aber ihr Gebiet gilt als Schutzzone der Saiga-Antilopen. Und wenn der Winter gar zu hart ist, sorgen die kalmykischen Bauern sogar für Futter. Schließlich geht es um die Erhaltung einer Tierart, die noch vor Jahren im Roten Buch gestanden hat. Bevor wir uns mit Hilfe einheimischer Jäger auf die Suche nach einer Saiga-Antilopenherde machen, sei Professor Petzsch aus Halle zitiert: „Es ist besser, den Teilnamen ‚Antilopen‘ wegfallen zu lassen und nur von Saigas zu sprechen... (weil die Antilopen in ihrem Erscheinungsbild außerordentlich unterschiedlich sind). An der Saiga fällt vor allem die große Ramsnase auf, die über den Unterkiefer hinausragt. Obwohl vorn abgestutzt, erscheint sie uns rüsselartig, da sie quergerunzelt und stark beweglich ist... Nur selten kommt einmal ein weibliches Tier mit Hörnern vor, die bei den Böcken 35 cm Länge erreichen können. Sommer- und Winterkleid der Saigas unterscheiden sich stark. Im Sommer besteht das Fell aus kurzen, glatt anliegenden sandbraunen Haaren, im Winter bedekken lange weißgraue Haare ein außerordentlich dickes und dichtes Unterwollhaarpolster... Saigas sind sehr salzbedürftig.“

Ich habe vor Antritt unserer Reise nach Kalmykien die Literatur über die Saigas gar wohl studiert. Deshalb gelingt es mir, Anton Romanow davon zu überzeugen, daß das Leben der Saigas so paradiesisch gar nicht ist. Ihre Lebensdauer beträgt nur etwa 15 Jahre, und die erreichen viele Böcke nicht einmal, da sie, nach 3 Jahren geschlechtsreif, durch Rivalenkämpfe oft stark verwundet werden und zu nachfolgendem Siechtum verurteilt sind. Alle amüsieren wir uns bei der Vorstellung, wie Anton Romanow, falls er ein starker Bock wäre, einen Harem von dreißig und mehr Weibchen erkämpfen würde. Da sehen wir plötzlich in etwa zweihundert Meter Entfernung eine riesige Staubwolke und – Saigas. Fünfzigtausend, hunderttausend oder mehr, so schätzen die Jäger. Saigas wähnen sich nur dann außer Gefahr, wenn ihre Herden so viele Köpfe zählen.

Unsere Autos halten. Und ehe ich mich versehe, ist Detlev in ein anderes Auto umgestiegen, das in wilder Fahrt davonbraust. Um die Tiere einzuholen, so erklären mir die Zurückgebliebenen, müsse man mit mindestens neunzig Stundenkilometern durch den hohen losen Sand fahren, was ja bekanntlich nicht ungefährlich sei. Nina und mir aber wollte man die halsbrecherische Fahrt nicht zumuten.

Gäbe es eine Seelenwanderung – vielleicht würde es sich doch lohnen, als Mann auf der Welt zu leben.

Schon kurze Zeit später sind die Jäger so richtig wohlbehalten zurück, und es wird auch uns Frauen erlaubt, ihnen langsam nachzufahren zu der tatsächlich zur Strecke gebrachten Saiga. Auch Detlev glaubt, zum Schuß gekommen zu sein...

Um uns herum wird es lebendig: Steppenadler. Der große Greif, der Charaktervogel der Steppe. Zwar besteht seine Nahrungsgrundlage aus Zieseln, aber er findet sich auch in der Nähe der Saigas ein.

Erst daheim werde ich wissen, daß für mich diese glutheißen Augenblicke in der welligen Steppe, die hier wirklich schon richtigen Wüstencharakter hat, mit dem tiefblauen Himmel über uns, dem Flimmern in der Luft, der erjagten Antilope – einer Zeitgenossin des Mammuts – zu meinen Füßen und den düster gefärbten Adlern um uns herum zu den unvergeßlichen malerischen kalmykischen Erlebnissen zählen wird.

Saigafleisch (70 Kopeken das Kilo) ist nahrhaft, bekömmlich, fettarm; es gilt als Diätfleisch. Eigentlich muß es vor der Zubereitung mindestens zwei Stunden in kaltem gesalzenem Essigwasser liegen. Doch so viel Zeit ist nicht. Und so begnügen wir uns mit Saiga-Schaschlyk von uneingelegter Keule.

Dieweil das Fleisch, aufgespießt, auf schwelender Holzkohle vor sich hinbruzzelt, erfahren wir, daß wir uns hier in Utta in einem Hirtenstützpunkt befinden, wo vier Männer 1200 Schafe betreuen. Vier Millionen Schafe gibt es in Kalmykien, 1990 sollen es acht Millionen sein, vorrangig Feinwollschafe. Die sich hier um uns Schäfchen im Augenblick mehr sorgen als um ihre sind Tschetschenen. Aus kaukasischer Nachbarschaft sind sie mit ihren Frauen und Kindern für einige Jahre hierher übergesiedelt. Für gutes Geld nehmen sie die klimatischen Unbilden Kalmykiens vorübergehend in Kauf. Wenn sie dann nicht Gefallen an der Weite der Steppe gefunden haben, gehen sie zurück in ihre gebirgige Heimat, in die ASSR der Tschetschenen und Inguschen.

In Kalmykien heizt sich im Sommer die Bodentemperatur auf 70 Grad auf, der sehr kalte Winter ist schneearm, im vorigen Jahr war er sogar schneelos. Auf diesen sogenannten schwarzen Böden bleibt das Vieh den ganzen Winter über draußen, und mit ihm die Hirten, 15 000 gibt es in Kalmykien. Bei den Reichen hießen sie früher abfällig „schwarze Knochen“. Heute verdienen sie gut, kommen nach ihrem Hirtendienst in der Steppe in feste Unterkünfte, in denen sie keine „Not leiden“, aber hart, wetterbedingt hart, ist das Leben der Hirten in Kalmykien auch heute noch.

Fazit des kalmykisch-kaukasischen Spießes: Saigafleisch ist außerordentlich schmackhaft und läßt sich besser beißen als so manch ein alter Hammel, sogar dann, wenn es vorher nicht eingelegt worden ist.

Kalmykien studiert! Allein an der Kalmykischen Staatlichen Universität – 280 Pädagogen, davon 11 Professoren, über 100 Doktoren – studieren 4400 Studenten jährlich; 60 Prozent der Studenten sind Kalmyken, 50 Prozent der Pädagogen. Besonders stolz ist man auf Professor Erdnijew, von dem auch in der DDR ein Schul-Mathematikbuch erschien.

Lederflasche

Sich schütteln will gelernt sein

„Von Kindheit an war ich vertraut mit der Lebensweise, Kultur und Kunst der Kalmyken. In den Händen kalmykischer Meister verwandeln sich gewöhnliche Dinge des Alltags in märchenhaft-schöne Kunstwerke. Die kalmykischen Volkskünstler lassen sich von den endlosen Steppen inspirieren, die im Frühling von kleinen feuerroten Tulpen bedeckt sind."

Semjon Budjonny (1883–1973), Marschall der Sowjetunion

„Tjulpan" – „Tulpe" – heißt das 1937 gegründete kalmykische Gesangs- und Tanzensemble. Feuerrot, weiß, gelb, schwarz, saftiggrün, lila und tiefblau agiert es auf der Bühne. „Das sind die nationalen Farben der Kalmyken", flüstert mir die junge Direktorin Alexandra Konokowa zu, der mein unverhohlenes Entzücken nicht entgangen ist. „Wir Kalmyken sind eben Orientalen."

Jetzt, im Kulturpalast der Gewerkschaften, lehne ich mich weit zurück und genieße. Nicht nur den schönen Anblick der (sechzig) Ensemblemitglieder, sondern auch ihr Können. Das vielmals ausgezeichnete Ensemble ist gerade von großer Gastspielreise aus Laos zurückgekehrt. Man spürt, wie sehr sich das kalmykische Publikum freut, es wieder bei sich zu haben. Die kalmykischen Tänze – kein Galopp wie Hoflakaien (Puschkin) – ziert besonders das „Schütteln": ein feines Vibrieren des Oberkörpers, der Arme und Hände oder – besonders schwierig – des ganzen Körpers. Dieses „Schütteln" (oder „Flattern" oder „Zittern") setzt große Übung und Gewandtheit voraus. „Denn", so Ballettmeister Valeri Erdnijew, „nur höchste Präzision verleiht ihm Ausdruckskraft."

Valeri Erdnijew hat in Leningrad studiert, sein Vater, der Begründer des Ensembles, war der erste kalmykische Berufstänzer. Heute ist kein Berufstänzer ohne Fachausbildung, die er entweder in der Musikfachschule in Elista erhält oder in den Hochschulen von Leningrad und Saratow. Die Krönung des Abends ist der „Tschitschirdyk", ein Volkstanz, den alt und jung gleichermaßen leidenschaftlich tanzt und der auf keiner Familienfeier ausgelassen wird, auf keinem großen Volksfest. Im privaten Kreis wird der Tschitschirdyk häufig solo getanzt oder als eine Aufeinanderfolge von Solotänzern. Der jeweils Tanzende fordert nach seiner Darbietung einen Zuschauer auf, ihn abzulösen, bis sämtliche Tanzwütigen zu ihrem Recht gekommen sind. „Der Tschitschirdyk gerät häufig zu einem Wettstreit, wenn zwei (oder mehrere) junge Burschen gleichzeitig auftreten und einander übertreffen wollen. Treten zwei junge Frauen oder Mädchen zusammen auf, so wetteifern sie eigentlich nicht miteinander, sondern eine jede versucht, den ihr eigenen Charme und die ihr eigene Grazie zur Geltung zu bringen", so Valeri Erdnijew.

Ich habe gestern schon gesehen, was tanzwütige Laien vermögen, aber was die Berufstänzer da oben auf der Bühne anrichten… Bevor der Vorhang fällt, schüttelt sich auch die Masse des Publikums.

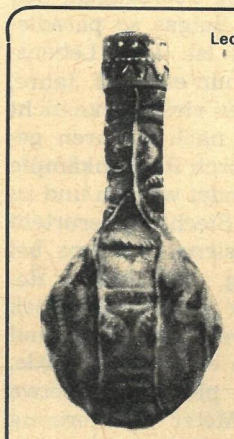
Die Ähnlichkeit bei Lied und Tanz der Burjaten, Tuwiner und Kalmyken ist nicht zu übersehen und nicht zufällig, sind sie doch alle drei ursprünglich Anhänger des Lamaismus, einer Sonderform des Buddhismus. Mir erscheinen die kalmykischen Tänze am temperamentvollsten, die Lieder am lang- und lauttönendsten.

Stimmt das? Valeri Erdnijew nickt: „Und unsere Trachten sind am farbenfrohesten, besonders die Festkleidung. Bei den Männern allerdings wurde Gelb nicht verwendet, diese Farbe war geistlichen Personen, den Lamas, vorbehalten. Dekorative Ergänzung der Männerkleidung waren gold- und silberverzierte Gürtel. Zu erscheinen, ohne sich gegürtet zu haben, galt als Gipfel der Unanständigkeit."

Auf Seite 47 haben wir kalmykische Frauentrachten abgebildet, auf Seite 56 ein Männerkostüm gezeichnet, einen Beschmet, aus dem 19. Jahrhundert: Genäht ist er aus schwarzer Seide (oft auch aus blauem Tuch), auf Taille, mit mehreren Falten am Gürtel, abgesetzt mit Silberposamenten. Die Schöße und der Saum des Beschmet sind mit Futter aus grellfarbigem Stoff versehen. Unter dem Beschmet trägt der Mann ein „Vorhemd", genannt „Manischka". Unbedingtes Zubehör ist ein Messer kalmykischer Meister. Der Kopfputz des Kalmyken ist eine hohe Karakul- oder Lammfellmütze, dessen Deckel in der Mitte ein roter Seidenfadenpompon krönt.

Wieder im Hotel, versuche auch ich mich im Schütteln. Als ich mein Spiegelbild betrachte, begreife ich, was für eine große Kunst es ist, sich gekonnt zu schütteln.

Da reicht es nicht, Kalmykentee zu trinken…



Lederflasche

Die Zweite Reiterarmee

„Die 4. Kavalleriedivision… bildete seinerzeit den Kern der legendären 1. Reiterarmee. In den harten Kämpfen des Bürgerkrieges hatte sie Wunder an Tapferkeit und Massenheldentum vollbracht."

Georgi Shukow (1896–1974), Marschall der Sowjetunion

Zu ergänzen wäre, daß der Kommandeur dieser 4. Kavalleriedivision der Kalmyke Oka Gorodowikow war, von Semjon Budjonny, dem Mitbegründer der legendären Ersten Reiterarmee, für diese Aufgabe vorgeschlagen.

Auf hohem Sockel steht Oka Gorodowikow in Elista hoch zu Roß, auch sein Kopfputz eine (allerdings bronzene) hohe Lammfellmütze. Besichtigt hatte ich dieses gewichtige Denkmal schon bei meinem Alleingang durch die Stadt. Aber dem Namen Oka Gorodowikow glaubte ich noch nie begegnet zu sein. Im Heimatkundemuseum war mir aufgefallen, daß er stets in einem Atemzug mit dem legendären Budjonny genannt wurde.

Wer war Oka Gorodowikow? 1879 im Gebiet Rostow am Don geboren, Sohn armer Eltern, wurde der Kalmyke Soldat der zaristischen Armee, ging dann auf die Seite der Sowjets über, nahm während des Bürgerkrieges am Kampf für die Errichtung der Sowjetmacht teil. Vom Zugführer und Aufklärer einer Partisanengruppe wurde er zum Divisionskommandeur, später zum Kommandeur der Zweiten Reiterarmee. Nach dem Bürgerkrieg kommandierte er eine Kavalleriedivision und ein Korps Kosaken, war dann Inspekteur der Kavallerie der Roten Armee, in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges Inspekteur der Kavallerie und Stellvertretender Kommandeur der Kavallerie der Roten Armee.

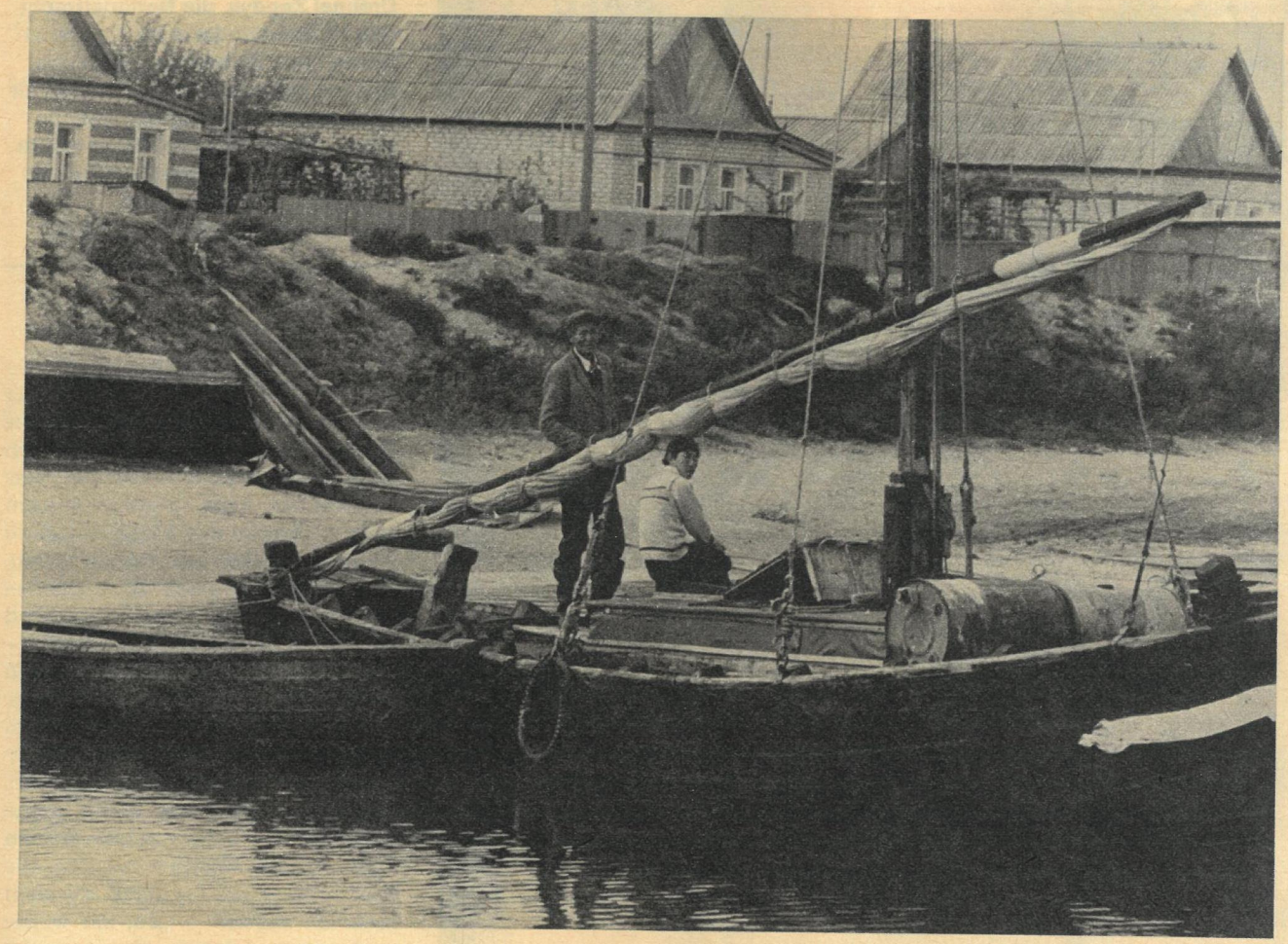
Der Kalmyke Oka Gorodowikow, Sohn eines Viehzüchters, ist Held der Sowjetunion. Er erhielt drei Leninorden, sechs Rotbannerorden, den Orden des Großen Vaterländischen Krieges 1. Klasse und viele weitere Kampfauszeichnungen.

Wieder in Berlin, nehme ich noch einmal das vor vielen Jahren gelesene Buch von Budjonny „Rote Reiter voran" zur Hand. Und siehe da, Oka Gorodowikow und ich, wir sind alte Bekannte. Es wimmelt hier von Bemerkungen über ihn, den Kampfgefährten und Freund, durch den Semjon Budjonny so vertraut war mit Kalmykischem. Eine Aussage sei zitiert: „Man kann schwerlich einen bescheideneren und mutigeren Soldaten haben als Oka Gorodowikow. Er setzte mich immer wieder in Verwunderung, wie vorteilhaft sich in seinem Charakter ruhige Überlegenheit und Verwegenheit miteinander verbanden. Im Kampf war er nicht einfach tapfer, sondern frappierend wagemutig. Aber sein Mut hatte nichts mit Tollkühnheit gemein. Heldentaten vollbrachte er wie etwas Gewöhnliches, wie Alltagsarbeit. All das verdankte er weitgehend seiner strengen Selbstdisziplin. Ich erinnere mich keines Falles, in dem Gorodowikow der Ausführung eines Befehls aus dem Wege gegangen wäre oder einen Kampfauftrag nicht erfüllt hätte."

Jetzt erhellt sich mir auch der Inhalt einer Aufschrift, die ich bei meiner ersten Stadtbekanntschaft in einer Buchhandlung gelesen hatte: „Hier werden die Teilnehmer des Großen Vaterländischen Krieges bevorzugt bedient, allen voran die ruhmreichen Helden der kalmykischen Kavallerie."

Der kalmykische Volksheld Oka Gorodowikow auf erhöhtem Standpunkt gegenüber der Kalmykischen Staatlichen Universität und zusammen mit seinen Kampfgefährten Semjon Budjonny und Kliment Woroschilow.

Es gibt viel Schlimmes auf der Welt, doch kein Feind ist schlimmer als ein schlechte



Nur die Kalmyken, die sich in Kaspiski niedergelassen hatten, sind seit Generationen mit der Fischerei vertraut und: essen Fisch.

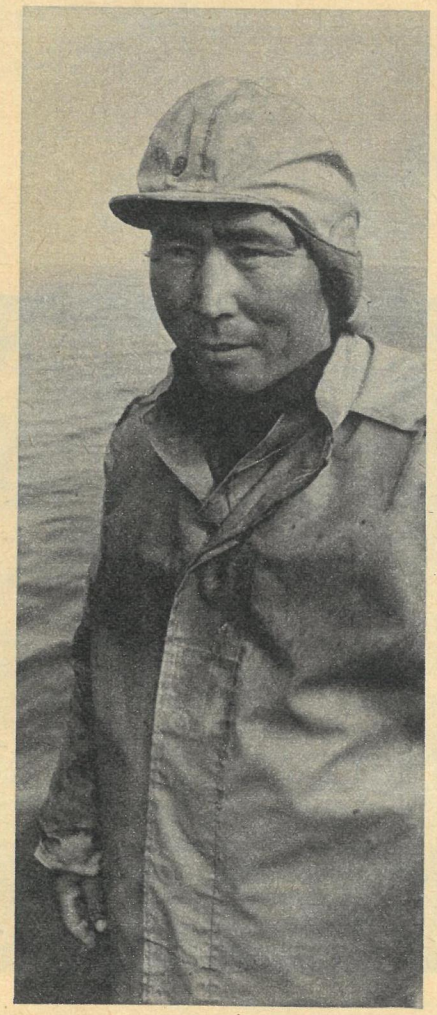
Lederflasche

Es ist schön, ein Feigling zu sein!

„Wenn sie im Sommer Überfluß von allerley Fleisch haben, schneiden sie solches in schmale Streifen oder Riemen, und trocknen es in der Sonne, oder wenn Regenwetter ist, in ihren Gezelten bey einem kleinen Rauchfeuer, zum Vorrathe für den Winter, oder auf Reisen. Brodt und Grützwerk erstehen sie von den Russen, und machen davon keinen großen Aufwand, kultivieren auch dergleichen selbst nicht. Doch sollen izt von den Kalmücken einige sich in der Nähe des kaspischen Meeres festgesetzt, Fischerey zu treiben angefangen haben."

Peter Simon Pallas (1741–1811), deutscher Naturforscher

Von Utta aus, wo der kalmykische Wüstenboden beginnt, fahren wir bis nach Kaspiski noch einmal etwa 200 Kilometer, unser Ziel: „die Fischerey".
Unterwegs immer wieder Schafe, Rinder, Pferde, doch weit und breit keine Kamele (die, so hören wir, in geringer Anzahl etwas weiter nördlich zu finden sind). Schon Pallas schrieb dazumal: „Der Reichthum und vorzüglichste Nahrungszweig sind ihre Heerden. Ihr zahlreichstes Vieh sind Pferde und Schaafe; Kamele und Rindvieh halten sie in geringerer Anzahl."
Nun, gestern hatten wir mehr als genug Rindviecher gesehen, und auch heute kommen sie uns auf diesem kargen Boden immer mal wieder zu Gesicht: rotbraun konkurrieren sie farblich mit dem an vielen Stellen tonreichen roten Wüstenboden. Die kalmykische Rasse ist sehr genügsam und hat deshalb sogenanntes Marmorfleisch – nirgendwo Fettpolster, sondern alles schön gleichmäßig verteilt. Mich erinnert ein aufgeschnittenes Stück kalmykischen Rindfleisches an die Schnittfläche eines Baumes: die Jahresringe hier sind die Fettringe dort. Deshalb ist kalmykisches Rindfleisch besonders saftig, niemals zäh. Im Elistaer Kalmykischen Forschungsinstitut für Fleisch-Viehzucht sagte uns der Direktor Petr Bakajew, daß die Vorfahren dieser Rasse vor mehr als dreihundert Jahren mit dem Wanderzug der Kalmyken aus der Dsungarei hierher gelangt seien, inzwischen mit anderen Rassen gekreuzt und immer mehr verbessert wurden. Kalmykisches Rind ist auf dem Weltmarkt außerordentlich geschätzt.
Das Fleischinstitut, 1967 gegründet, hat 168 Mitarbeiter, 70 davon sind Wissenschaftler, 28 haben den Doktortitel. Ihr Stolz ist der Zuchtstier „Journal" (ausgerechnet „Zeitschrift"), und auch sein Sohn „Jasmin" (825 Kilogramm schwer) bedient die Samenbank des Instituts inzwischen schon auf des Vaters vorzügliche Weise.
Je mehr wir vom Rand der Wüste ins Innere vordringen, desto unbelebter wird die Trockenwüste, die so trocken nun auch wieder nicht ist. Es gibt durchaus Niederschläge – die allerdings oft jahrelang ausbleiben –, es gibt Taufall und Grundwasser, Limane (haffähnliche Bucht einer seichten Flußmündung) und – künstliche Bewässerung. Indes, was hier kreucht und fleucht, läßt sich vom Auto aus selten in Augenschein nehmen.
Dafür aber häufen sich die Erdölpumpen, die mit dem gleichförmigen Nicken ihrer Schwengel die Eintönigkeit der Landschaft noch unterstreichen.
Im „Trust der kalmykischen Erdöl- und Erdgaserkundung" in Elista hatte uns der Leiter Anatoli Lossew diesen Kurzvortrag gehalten: „Unser Trust hat zweitausend Mitarbeiter, die in drei Betrieben arbeiten. Zwei beschäftigen sich mit Tiefenbohrungen für Erdöl und Erdgas, einer sucht feste Bodenschätze und – Wasser. Bei Elista haben wir kürzlich in zehn bis hundert Meter Tiefe unterirdische Wasserquellen entdeckt. Geologische Erkundungen werden in Kalmykien seit 1923 betrieben, die erste Gasquelle wurde 1958 aufgespürt. Unser Trust, 1960 gegründet, hat bis jetzt 35 ergiebige Erdöl- und Erdgasvorkommen entdeckt. Bis jetzt gibt es noch keine Verarbeitung in Kalmykien; das Erdöl wird in Grosny, das Erdgas in Astrachan verarbeitet."
Ich merke schon längst, daß es Anton Romanow nicht gefällt, daß ich meine Nase unentwegt ins Notizbuch stecke. Er ist einer der ganz gesprächigen Kalmyken. „Wollen Sie wissen", fragt er mich, „warum die Eule keine Nasenlöcher hat?"
Bevor ich mich für ja oder nein entscheiden kann, erzählt er schon dieses kalmykische Märchen:
Es gab eine Zeit, da war der König der Vögel Herr Adler, die Königin Frau Uhu. Als für sie die Zeit kam zu brüten, sagte sie zum König: „Rufe die Vögel und binde sie an den Schnäbeln zusammen. Ich will bequem auf ihrem Gefieder brüten." Auf Wunsch der Königin rief der König die Vögel herbei. Er ließ ihnen ein Loch durch den Schnabel bohren und band sie alle zusammen. Beim Nachzählen stellte er fest, daß keine Eule dabei war. Erzürnt über diesen Ungehorsam sandte König Adler einen zweiten Boten nach ihr aus. Endlich kam auch die Eule geflogen. „Warum hat das so lange gedauert", fragte König Adler streng. – „Man hat mir ja keine Flügel beschert, mit denen ich bei feuchtem Wetter gut fliegen kann, o König, und keine



Wladimir Atschirjow war zehn Jahre lang Kraftfahrer, seit zehn Jahren ist er Fischer „weil man die glitzernden Resultate seiner Arbeit sieht". Sein Großvater war Fischer, sein Vater und auch sein Bruder sind es.

Dreimal Zegdyk, die Nationaltracht des 19. Jahrhunderts für die verheiratete Frau. Zu beiden Seiten des Kleides befanden sich Schlaufen für Tücher, die unbedingtes Zubehör waren. Die verheiratete Frau mußte ihr Haar in zwei Zöpfe flechten und in speziellen Hüllen – den Schiwyrlyks – verbergen (rechts).

Augen, die gut bei Tageslicht sehen. Das ergab bei Nacht und Tag so manchen Aufenthalt. Dafür habe ich aber genau aufgepaßt, was sich so tut in der Welt, o König.“ – „Was wolltest du denn besonders gern wissen“, fragte der König. – „Zum Beispiel wollte ich herausfinden, wer in der Mehrheit ist – die Lebenden oder die Toten.“ – „Und was hast du herausgefunden?“ – „Wenn man die Schlafenden zu den Toten zählt, dann sind diese in der Mehrheit.“ – „Und was hast du noch festgestellt?“ – „Ich habe festgestellt, was häufiger ist, Tag oder Nacht.“ – „Und wie lautet deine Antwort?“ – „Zählt man die trüben Tage zu den Nächten, so sind die Nächte häufiger.“ – „Hast du noch mehr zu sagen?“ – „Ja, ich wollte auch noch wissen, ob es mehr Frauen oder mehr Männer auf der Welt gibt.“ – „Gibt es mehr Männer oder mehr Frauen?“ – „Wenn man die Weiberknechte zu den Frauen zählt, dann gibt es mehr Frauen auf der Welt.“

Herr Adler, der König der Vögel, stutzte. War er damit gemeint? Ja, er hatte um seiner Frau zu Diensten zu sein, Tiere gequält. Ohne sich weiter zu besinnen, ließ er alle Vögel frei.

Und so kommt es, daß man im wolligen Gesicht der Eule keine Nasenlöcher erblickt.

„Hat sich Frau Uhu, die Königin der Vögel, daraufhin scheiden lassen“, frage ich Anton Romanow. – „Nein“, antwortet er lachend, „sie hat sich lediglich einen anderen Nistplatz gesucht.“

Angekommen im Rayon Kaspiski. Er liegt in der Kaspischen Niederung, die gleichnamige Stadt ist etwa zwanzig Kilometer vom Kaspischen Meer entfernt. In der Stadt gibt es ein Fleischkonservenkombinat, einen großen Maschinenbaubetrieb, ein Ziegelwerk, eine Konfektionsfabrik, einen Autotransportbetrieb, ein Dienstleistungskombinat, eine Druckerei, den Sitz einer Erdölerkundungsexpedition; die Kolchosen und Sowchosen betreiben Vieh- und Pelztierzucht, Gemüse- und Melonenanbau.

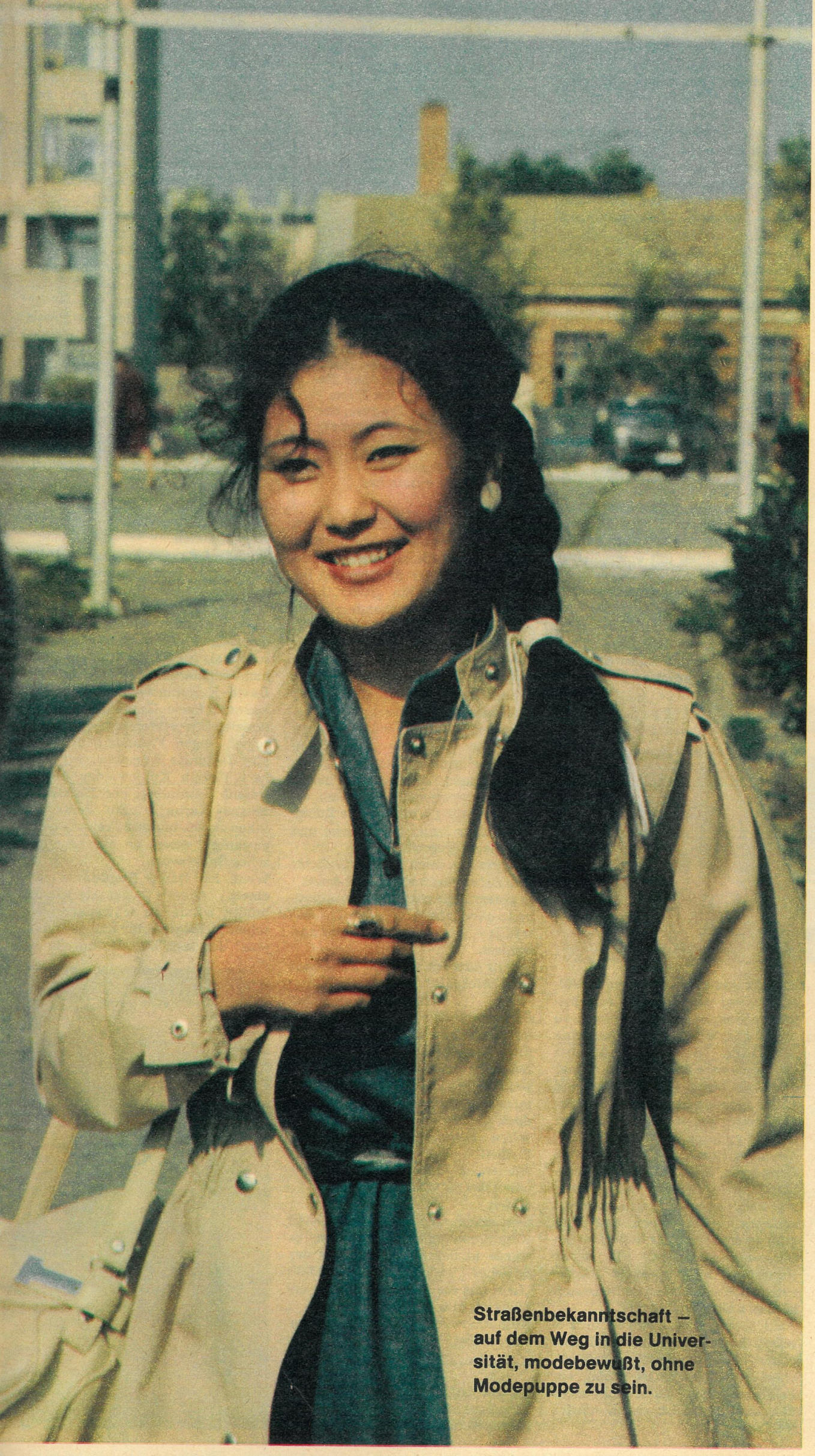
Alles gut und schön, doch unser Ziel ist und bleibt „die Fischerey“. Auf denn: anderntags also in aller Herrgottsfrühe zum Fischverarbeitungswerk. Direktor Alexander Gorbinow kommt uns draußen schon entgegen. Er begrüßt uns mit den Worten: „In unserem Werk gibt's Fisch gefroren, getrocknet,

Böreki für 5 Personen

Man nehme: 380 g Mehl, ein Ei, 900 g Fleisch, 25 g Bauchfett, 270 g Zwiebeln, 80 g Butter. – Das Hammelfleisch mit dem Bauchfett und den geschälten Zwiebeln durch den Fleischwolf drehen, nach Geschmack Salz und Pfeffer zugeben und gut vermischen. Aus Mehl, Ei, Salz und Wasser einen Teig anrühren. Den Teig ausrollen, runde Plätzchen ausstechen, jeweils in die Mitte die vorbereitete Fleischfüllung tun, die Ränder zusammenschlagen und festdrücken, 15 Minuten kochen, mit zerlassener Butter servieren.

Dekorierter Hammelkopf, gefüllter Pansen (Teil des Wiederkäuermagens), gefüllte Därme, gekochtes Hammelkreuz.

Nach dem Regen brennt die Sonne, nach einer Lüge die Schande.



Straßenbekanntschaft – auf dem Weg in die Universität, modebewußt, ohne Modepuppe zu sein.

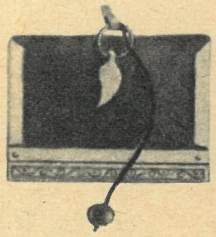
geräuchert. Ich aber lade Sie zu frischem Fisch und bitte Sie, mit mir an Bord zu gehen."
Kaspiski ist durch einen Kanal direkt mit dem Meer verbunden. Wir genießen die gemütliche „Dampferfahrt" bei Fischsuppe, gar wohl geraten; Melonen sind an Bord, Tomaten, Zwiebeln, „Brodt" – das Brot aus dem einheimischen Backbetrieb.
„Früher aßen nur die Kalmyken Fisch, die sich hier in der Nähe des Meeres niedergelassen hatten. Die anderen Kalmyken bezeichneten ihn abfällig als ‚Wasserwurm'. Inzwischen ißt man überall in Kalmykien Fisch mit Vergnügen. Die Mongolen", so behauptet Alexander Gorbinow, „essen heute noch keinen Fisch."
Das Werk ist 1934 gegründet worden. Es verarbeitet heute 12 bis 15 Fischarten im Werte von eineinhalb Millionen Rubeln jährlich. Von den 120 Betriebsangehörigen sind 40 Prozent Kalmyken.
Nach etwa einer Stunde sind wir auf offenem Meer, umkreist von weißen und schwarzen Möwen. Weit weg wähnen wir die Wüste... Kein Fischer sollte Viktor Goworow weit weg wähnen, es sei denn, er hat eine reine Fischerweste. „Wie die meisten", sagt der Ichthyologe Goworow. Er ist für

Der Zuchtstier „Journal"

3200 Quadratkilometer Wasserfläche und für 120 Kilometer Strand zuständig. Zu seinen Aufgaben zählt, darüber zu wachen, daß kein Fisch gefangen bleibt, der das notwendige Gewicht noch nicht erreicht hat oder aber einer, für den gerade Fangverbot herrscht. Gegenwärtig muß jeder Zander, der ins Netz geraten ist, zurück ins Meer. Viktor Goworow kontrolliert auch ständig die Güte des Wassers. „Wenn Zander erkranken, ist mit dem Wasser etwas nicht in Ordnung. Einen unkomplizierteren Gradmesser gibt es nicht."
Auf der Rückfahrt nach Elista fällt mir auf, daß Anton Romanow und der Kraftfahrer oft und besorgt zum Himmel blicken. Für mich ist er klarblank, in der Ferne nur kommt ein kleines Wölkchen angeschwebt. Wir halten an einer Tankstelle. Ich steige aus, um mir die Beine zu vertreten. Die Sonne meint es noch immer gut, ein wunderschöner Sommernachmittag.

Wir steigen nach wenigen Minuten wieder ein, fahren weiter. Acht, höchstens zehn Minuten später wird es urplötzlich stockdunkel. Ein Sturm braust los, daß einem angst und bange werden kann und wird: ein Sandsturm. An Weiterfahren ist nicht zu denken, alle Autos bleiben stehen, wo sie gerade sind. Nur der Sand bleibt leider nicht an seiner Stelle. Er wird hoch aufgewirbelt, häuft sich in Sekundenschnelle bei Hindernissen an, droht die Autotüren zu verschließen. Die nahezu totale Finsternis, das schemenhafte Auftauchen verängstigter, in Panik über die Straße flüchtender Tiere, das Heulen des Sturms – ich kriege regelrechte Todesangst.
Der Sandsturm, hier auch Buran genannt oder Morjana, ist ein verheerender Sturm aus Nordost, der in den Steppen und Wüstengebieten Kalmykiens (Kasachstans, Westsibiriens) wütet. Er führt ungeheure Staubwolken mit sich, die durch die kleinsten Ritzen dringen. Auch wir, die wir im Auto geblieben sind, werden mit einer dicken Sandschicht überdeckt. Nach etwa zwei Stunden fahren die (wagemutigen) Kraftfahrer wieder an. Die Sichtweite soll immerhin zehn Meter betragen. Ich sehe überhaupt nichts. Nach sechs Stunden etwa sind die hundert Kilometer, die uns von Elista trennen, bewältigt. Immer wieder mußte angehalten werden, weil absolut nichts zu sehen war. Wurde es auch nur eine Spur heller, ging die Herzklopfen verursachende Fahrt weiter, immer möglichst hinter einem Schutz und Licht spendenden Lastkraftwagen her, immer gegenwärtig, daß hinter uns ein anderer Wagen auffährt.
Vor dem Hotel sage ich zu Anton Romanow, möglichst ruhig, möglichst witzig, daß ich es mir überlegt habe; es wäre zumindest nicht schlecht, vorübergehend eine Antilope zu sein, weil ihr äußerlich dominierendes Organ, die große Ramsnase, eine spezielle Anpassung an die in ihrem Lebensraum häufigen Stürme darstellt.
Als ich, vom Sande befreit, im Hotelbett liege, denke ich wie Tschechow nach einer lebensgefährlichen Situation: Es ist schön, ein Feigling zu sein! Es braucht nicht viel und schon ist einem wieder froh zumute.

Feuerzeug

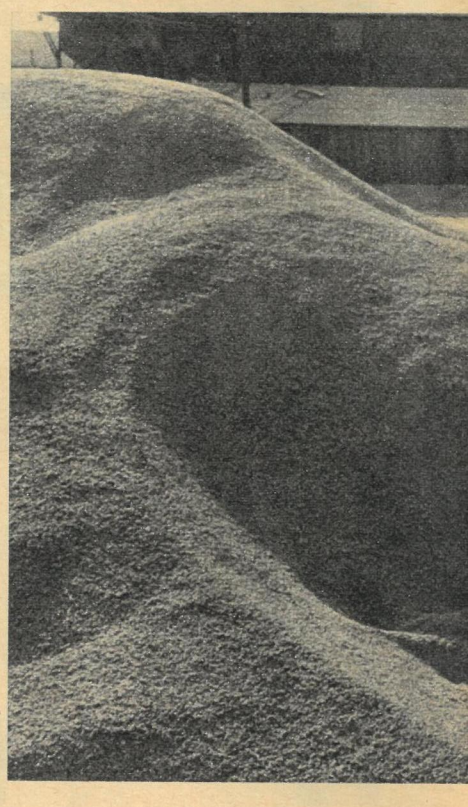


Dialog mit Puschkin

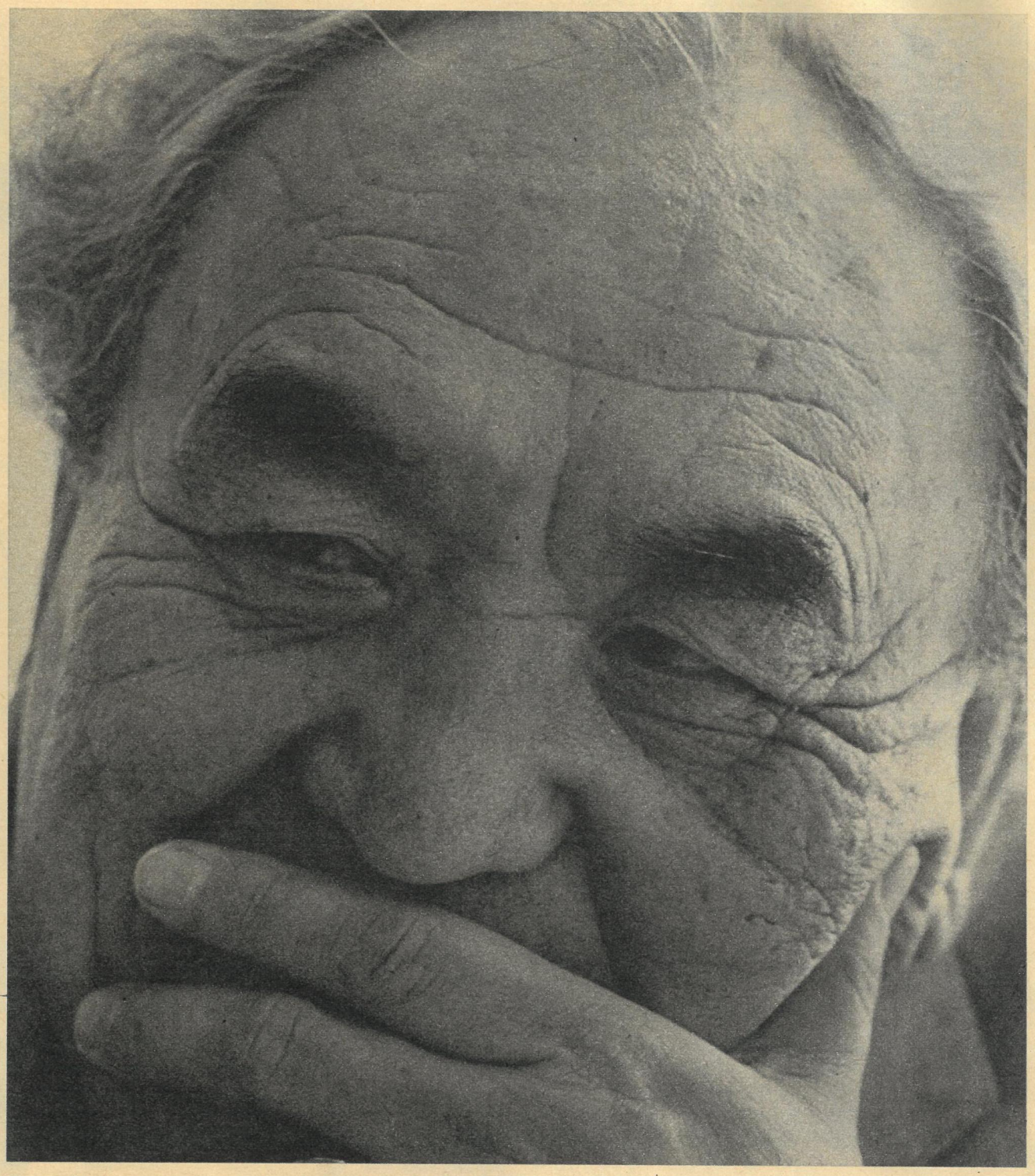
„Mein Ruf dringt einst durch Rußlands endlose Gefilde, / dann nennen alle mich, die unser Reich vereint: / Der Slawen stolzer Sohn, der Finne, der noch wilde / Tunguse, der Kalmücke auch, der Steppenfreund."

Alexander Puschkin (1799–1837), russischer Dichter

Wir sind im Elistaer Puschkinpark mit David Kugultinow verabredet. Pünktlich auf die Minute erscheint der überall in der Sowjetunion bekannte Dichter: Ein großer, kompakter Mann mit wehendem weißgrauem Kraushaar, buschigschwarzen Augenbrauen, gutmütig-durchdringendem Blick; die mehr als sechs Jahrzehnte seines Lebens haben sich in Längs- und Querfalten tief eingeschnitten.
Alles ist wohl in seinem Leben nicht glatt gegangen... David Kugultinow, unbestritten ein Menschenkenner, kommentiert meine unausgesprochenen Gedanken so: „Die Dichtung wird, wie die Zuneigung einer Frau, durch Liebe und Leid hervorgebracht."
Ich erinnere mich an sein Gedicht:
Das Leben hat bisher wohl kaum
je einem Menschen unvermindert,
ganz ohne Abstrich, jeden Traum
erfüllt – auch nicht den Sonntagskindern.
Womit hätt ich verdient die Gunst
des Schicksals?
Nein, ich sag es offen:
Daß sich erfülle jeder Wunsch –
ich wag es gar nicht erst zu hoffen!
Ein solches Recht steht mir nicht zu.
Ich neige mich vor dir und flehe
um eins, o Leben: Richte du
mich streng für jegliches Versehen,
doch die mir teuer sind und nah,
sollen verschont vom Schicksal
bleiben!
Härter, als was mir je geschah,
wär sehn zu müssen, wie sie
leiden.
Sein erstes Gedicht schrieb David Kugultinow mit zwölf Jahren, es wurde in der Betriebszeitung des Sowchos gedruckt. Sein Titel: „Laßt uns die Zeit des Kalbens erfolgreich nutzen".
Kugultinow erzählt amüsiert über sich selbst: „In diesem Gedicht legte ich nicht nur die politischen Aufgaben fest, sondern ich gab auch praktische Hinweise. Weil das Gedicht gedruckt worden war, fühlte ich mich als Dichter. Ich begann schlecht zu lernen, dafür schrieb ich jeden Tag ellenlange Poeme. Zwei Jahre später zogen wir nach Elista, da wurde ich aus meinen Illusionen gerissen. Ich hatte jedoch das Glück, zwei prächtige Menschen kennenzulernen: den kalmykischen Schriftsteller Baatr Bassangow und den Nachdichter des ‚Dshangar' ins Russische, Semjon Lipkin. Sie wiesen mir den Weg, den ich zu gehen hatte. Wenn auch die Füße bluteten, dieser Weg führte ins wahre Land der Poesie."
Als David Kugultinow noch Schüler der 10. Klasse war, stellte er seine „Jungen Gedichte" zu einem Band zusammen, der 1940 erschien. Noch im selben Jahr – mit achtzehn Jahren – wurde er in den Schriftstellerverband der UdSSR aufgenommen.
Kugultinow weist im Park auf die Stele mit dem eindrucksvollen Kopf des genialen Puschkin: „Hier, ihm gegenüber, ist mein Lieblingsplatz. Puschkin nannte den ‚Kalmücken, den Steppenfreund' schon, als wir für die Welt noch gar nicht existierten."
David Kugultinow ist Literat mit Leib und Seele. Große der multinationalen Sowjetliteratur gehören zu seinen engen Freunden: der Kirgise Tschingis Aitmatow, der Balkare Kaisyn Kulijew, der Aware Rassul Gamsatow, der Baschkire Mustai Karim... „Ein Feind ist schon zuviel, tausend Freunde noch zuwenig", zitiert er ein kalmykisches Sprichwort.
Wenn ich David Kugultinow mit **einem** Adverb charakterisieren müßte, würde ich schwanken zwischen „selbstbewußt" und „schüchtern". Ich sage ihm das mit einem



Der Koreaner Arkadi Pak machte schon aus vielen Kalmyken anerkannte Reisbauern.



Der Kalmyke David Kugultinow, überall in der Sowjetunion bekannter Lyriker, hielt Reis einst für eine „Götterspeise".

bißchen Herzklopfen, weil mir bange ist, wie er darauf reagieren wird. Er guckt mich ein Weilchen an, antwortet: „Natürlich bin ich selbstbewußt... Kürzlich erhielt ich einen Brief vom Oberbürgermeister der Stadt Hiroshima. Darin dankt er mir für mein Gedicht ‚Der Verstand in Aufruhr'. Er schrieb mir, daß dieses Gedicht ihm helfe im Kampf für den Frieden. Mein Anliegen war es, in diesem Gedicht den ganzen Schmerz eines Mannes zum Ausdruck zu bringen, der im Krieg viel durchgemacht hat und alles tun möchte, daß sich ein Krieg nicht wiederholt." David Kugultinow stand im zweiten Studienjahr an der Pädagogischen Hochschule, als er zum Militärdienst einberufen wurde. Er erinnert sich: „Am 22. Juni 1941 befand sich unser Regiment gerade auf dem Übungsplatz. Da kam ein Melder auf schweißnassem Pferd herangaloppiert. Es wurde Alarm geblasen. Ich habe im Felde alles durchgemacht, was ein Soldat durchmachen kann."

Oft quält ihn, daß er für Ereignisse, über die es ihn zu schreiben drängt, kein neues, einmaliges Wort entdecken kann: „In einem Spital in Hiroshima habe ich Kinder aus der dritten Generation nach der Atombombenexplosion vor Schmerzen schreien hören. Wie nur drückt man das so aus, daß alle Menschen auf der Welt aufschreien?"

Es gäbe ein Geheimnis, sagt David Kugultinow, das in der Substanz des menschlichen Gehirns komplizierte chemische Reaktionen auslöse. Dieses Geheimnis sei das Wort. „Das Wort spricht die menschliche Gesellschaft an und besitzt eine riesige Einflußkraft. Und diese größte Magie, dieses Zaubermittel beherrschen diejenigen, die die Kunst der Dichtung beherrschen. Vom Gipfel meiner Jahre erkenne ich immer mehr, daß meine Fähigkeiten unzulänglich sind... Schüchtern sagen Sie... Mein Lehrer Baatr Bassangow hat einmal zu mir gesagt: ‚David, du mußt stets schüchtern sein. Nimm dir kein Beispiel an jenen, die glauben, der Reim lasse sich überlisten und der Rhythmus komme von selbst. Du mußt dich zur Literatur wie ein Verliebter verhalten, und Verliebte sind immer schüchtern.' "

Gegenwärtig schreibt der mit dem Leninpreis und dem Staatspreis ausgezeichnete Dichter an einem Poem über Alexander Puschkin. „Der Arbeitstitel heißt ‚Die letzte Nacht vor dem Tode'. Darin unterhalte ich mich mit Puschkin, ich, der ‚Freund der Steppe' aus dem 20. Jahrhundert."

Lederornament

Der Reis liebt's heiß

„Auch in die endlose Kalmykensteppe ist das Zeitalter der Sowjets eingezogen. Der Angriff auf die Steppe hat begonnen, Buddha wird langsam verdrängt, der mongolische Nomade hat sich in einen seßhaften Bauer verwandelt und schickt sich an, das Niveau der sowjetistischen Welt einzuholen."

A-I-Z (Arbeiter-Illustrierte-Zeitung), Nr. 36/1929

Als er noch ein kleiner Junge war, so sechs Jahre alt, habe er – anläßlich eines buddhistischen Festes – das erste Mal im Leben Reis gegessen.

Schnappschuß von einem Treff des 19. Jahrhunderts (Tänzerin des nationalen Ensembles „Tjulpan“) mit dem 20. Jahrhundert (Facharbeiter des Autoreparaturwerkes) in Elista.

sen. Niemals habe er es für möglich gehalten, daß Reis auf der Erde wachse, hatte uns David Kugultinow erzählt. Er war damals fest davon überzeugt gewesen, daß diese „Götterspeise“ direkt vom Himmel gekommen sein müsse.

Wer wie wir bei 30 Hitzegraden von Elista quer durch die Wüstensteppe fährt (den ganzen Juli über waren hier 47 Grad ohne ein Tröpfchen Regen), fühlt sich bei seiner Ankunft in der Sarpisteppe im Reissowchos „Sonnenaufgang“ ebenfalls wie im Himmel, und der saftige Begrüßungsimbiß mutet wie eine „Götterspeise“ an.

Direktor Arkadi Pak, das steht sogleich für uns fest, ist kein Kalmyke, soweit haben wir uns in die kalmykischen Gesichter bereits „eingeguckt“.

Im Reissowchos „Sonnenaufgang“, hören wir, arbeiten Vertreter von 19 Nationalitäten, fast die Hälfte sind Koreaner, auch Arkadi Pak. Er lebt mit seiner koreanischen Frau hier seit 1968, sie haben zwei Kinder. Gleichzeitig mit dem Ministerratsbeschluß, die Sarpisteppe zur zweiten Reiskammer der Sowjetunion zu entwickeln, wurde er, der Hauptökonom, Direktor. Das ist sieben Jahre her. Und die Bilanz: „Unser Reis ist prall und großkörnig, anerkanntermaßen der schmackhafteste in der Sowjetunion. Wenn das nicht so wäre, könnten wir die Koreaner hier auch gar nicht halten.“

Woher kommen denn die vielen Koreaner?

„Beispielsweise aus Turkmenien, wo es ihnen zu heiß war. Aber auch aus allen Gebieten Kalmykiens haben wir sie hierher gelockt.“

Wieviel Reis benötigt denn eine koreanische Familie für den Eigenbedarf?

„Eine vierköpfige Familie etwa 200 Kilogramm im Jahr.“

Bleibt denn da noch etwas übrig zur Ablieferung an den Staat?

„1983 haben wir einen Reingewinn von zwei Millionen Rubeln erzielt, 1984 sogar 2,5 Millionen. Bitte, kommen Sie mit uns aufs Feld.“

Das Feld – so weit das Auge reicht – wogt eineinhalb bis zwei Meter hoch. Dieses Rispengras hat lange, ziemlich breite Blätter und jede Ähre mindestens zweihundert Körner – wenn sie etwas auf sich hält. Bis zu den Knöcheln sinken wir in den schlammigen Boden ein; denn der Reis liebt's nicht nur heiß, sondern auch naß.

Der Reis, eine der ältesten Kulturpflanzen, ist heute wichtigstes Getreide im Weltmaßstab. Trotzdem kann ich überhaupt nicht begreifen, warum diese anspruchsvolle Pflanze ausgerechnet in der Trokkensteppe heimisch werden soll.

„Hier gibt's alles, was der Reis braucht: eine ebene Fläche; denn alle Pflanzen müssen stets gleichmäßig hoch im Wasser stehen. Etwa 250 Sonnentage im Jahr. Die Wolga – zumindest in der Nähe.

Die siebenköpfige Familie Tschmugurzikow, „eingespielt“ auf acht Musikinstrumenten.

Wenn ausreichend Wasser da ist und Menschen, die mit dem Reis umzugehen verstehen, gibt's keine idealere Gegend.“

Ist es schwer mit ihm umzugehen?

„Das schwierigste beim Reis, der eine panische Angst vor Unkräutern hat, ist das Wässern und Entwässern. Da ist alles auf den Tag, nahezu auf die Stunde festgelegt.

Auf dem Felde bemerke ich einen jungen Mann, in dem ich einen Kalmyken vermute. Richtig, Wladimir Dolontajew ist Kalmyke, er arbeitet als Mechanisator, wurde hier geboren, und „für einen Kalmyken ist es Ehrensache, im heimischen Sowchos zu bleiben“. Arkadi Pak bestätigt: „Inzwischen arbeiten im Sowchos zwanzig Prozent Kalmyken. Sie sind sehr gute Reisbauern geworden, außerordentlich gewissenhaft – wie es der Reis liebt.“

Nun bittet er uns zu Tisch. Bekanntlich gibt es das deutsche Sprichwort „Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht“. Nun, dann dürften wir, zu Gast bei der Familie Pak, nahezu gar nichts essen; denn fast alles hier ist echt-koreanisch und – schmeckt, schmeckt, schmeckt, am vortrefflichsten die geschmorten Jungfarnspitzen.

Silberstickerei

Vom Glück der Tschmugurzikows

Wo du auch bist, denke immer an deine Eltern.

Besuchst du die Mutter, verweile!

Das Herz der Mutter ist immer bei den Kindern. Die Herzen der Kinder sind immer bei der Mutter.

Kalmykische Sprichwörter

Als Detlev und ich des Fotografierlichtes wegen die Plätze tauschen, muß auch „Tolgan machan ektägän“ flugs eine Kehrtwendung machen. Die Glubschaugen des gekochten und gewürzten Hammelkopfes nämlich müssen nach althergebrachtem Brauch unbedingt auf einen Mann blicken.

Wir sind in Elista zu Gast bei der Familie Tschmugurzikow, die sich unseren Besuch ganz selbstverständlich einen Hammel kosten ließ. Sein Kopf, zubereitet und mit Zwiebelringen, Salatblättern und Gurkenscheiben garniert, trägt diesen eindrucksvollen dreiteiligen Namen. Auf dem Tisch noch viele Leckerbissen, deren jeweils erster Happen ritusgemäß für einen bestimmten Tischgast gedacht ist: Detlev bekommt ein Stückchen Stirnhaut, vor mir steht das gekochte Hammelkreuz, grundsätzlich einem weiblichen Tischgast zugedacht. Warum weiß hier niemand zu sagen, vielleicht weil in vorrevolutionärer Zeit die Frau daran erinnert werden sollte, daß sie „zu Kreuz zu kriechen“ hatte.

Klara Tschmugurzikowa hat uns in der Küche bewirtet, „damit alle Speisen ganz heiß auf den Tisch kommen“; denn talkig geworden, lassen sie sonst durchaus vorhandenen Wohlgeschmack fast ganz vermissen.

Nun bittet man uns in die „gute Stube“. Hier steht, was in einer solchen eben so steht. Augenfällig die schönen Teppiche auf dem Fußboden und an der Wand. Klara Tschmugurzikowa ist von Beruf Weberin, ihr Mann Wladimir Agronom. Doch beide haben ihre Berufe aufgegeben und sich ganz der Musik verschrieben.

Rückblende: Wir wurden mit dem Ehepaar Tschmugurzikow in der Experimentalwerkstatt für Musikinstrumente bekannt. Vor vier Jahren gegründet, hat diese Werkstatt die Aufgabe, die alten kalmykischen Volksinstrumente wiederzuentdecken, sie also wieder bauen und spielen zu lernen. Der Leiter Baldan Gombaijew zeigte uns Muster alter Instrumente: die draisaitige kalmykische Dombra, die kalmykische Trommel (ihr Durchmesser beträgt zwei Meter), eine Harfe mit horizontalen Saiten, einen Tobschur, einen Chyyr, einen Ikil, einen Kischin, einen Schikaishinä – Instrumente für Orchesterausführung und Soloeinsätze. Als Muster an Können, musikinstrumentalischem Einfühlungsvermögen und musikalischem Gehör stellte uns Baldan Gombaijew das Ehepaar Tschmugurzikow vor. Wir lernten sie sogleich auch als Muster an Aufgeschlossenheit und Herzlichkeit kennen. Warum sie ihren ursprünglichen Beruf aufgegeben haben? Er: Ich war gern Agronom, die Arbeit hat mir Spaß gemacht. Aber als ich von der Gründung einer Werkstatt für Musikinstrumente hörte, wußte ich augenblicklich, daß ich hier meinen Traumberuf finden würde. Sie: Ich war gerne Weberin. Aber das Hobby zum Beruf zu machen, da konnte auch ich nicht widerstehen. Beide haben schon als ganz junge Leute in Laienensembles gesungen, getanzt und gespielt, er hat sich sogar im Gesangs- und Tanzensemble „Tjulpan“ ausgiebig geschüttelt. Da – ein Blick von ihr zu ihm, einer zurück und – wir waren nach Hause zu ihnen eingeladen. „Aber ohne Umstände“, baten wir. „Einverstanden“, versprachen sie.

Aber ganz ohne Umstände ist es nun doch nicht abgegangen. Wenn ich nur an die Stunden der Vorbereitung mit dem Hammeltier denke…

Mit ihren fünf Kindern bewohnen die Tschmugurzikows ein kleines Häuschen, bestehend aus der Küche, zwei Räumen und einem Garten zum Austollen. Eng, sehr eng für eine siebenköpfige Familie, finden wir. Es ginge, meinen beide. Obwohl ein Zimmer mehr durchaus angebracht wäre, falle es ihnen zu schwer, sich von dem Häuschen zu trennen. „Wir könnten zwar mit Sack und Pack in eine Neubauwohnung umziehen“, sagt Wladimir Tschmugurzikow, „aber ob sich un-

ser Glück mit einpacken ließe?“ Ihr Glück? Auf materiellem Luxus fußt es jedenfalls nicht. Die Wohnung ist kein Palast, und kein Automobil steht vor der Gartentür. Mir scheint, es ist alles vorhanden, was gebraucht wird. Zusätzliches besitzen sie nicht, und sie hätten auch gar keinen Platz dafür. Was macht ihr Glück aus? Die Kinder, die Kinder und nochmals die Kinder. Für sie hat das altkalmykische Sprichwort „Je mehr Kinder, je mehr Glück“ gar nichts an Bedeutung verloren.

Wir beobachten diese Familie, „eingespielt“ im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Im wörtlichen: Alle sieben Tschmugurzikows beherrschen mindestens ein Musikinstrument: Dombra, Klavier, Tamburin, Becken, Triangel, Rassel; die Dombras natürlich selbst gebaut. Dreimal in der Woche spielen und tanzen sie zusammen, nach der Choreographie des Vaters. Im übertragenen Sinne: Dem Beobachter fällt das achtungsvolle Verhalten der Kinder gegenüber den Eltern auf – wobei da nichts Autoritäres zu spüren ist – und die Wohlgesonnenheit der Kinder untereinander, die Hilfsbereitschaft und Güte der schon etwas Größeren gegenüber den noch etwas Kleineren. Zeit für gemeinsames Tun hat die große Familie, weil jedes Familienmitglied, auch die fünfjährige Ssjacha, feste Aufgaben hat, die ganz selbstverständlich und ohne Mahnung erfüllt werden.

Trotz unübersehbarer Gleichberechtigung der beiden Tschmugurzikows existiert die traditionelle Arbeitsteilung zwischen ihnen. Am Kochtopf waltet sie, am Haus und im Garten werkelt er. „Alles andere“, sagt er, „empfinde ich als falsch verstandene Gleichberechtigung.“ – „Ich auch“, sagte sie. Man ist sich einig, in diesem Punkt und überhaupt.

Ist die gegenseitige Achtung zwischen Frau und Mann in Kalmykien ein Gebot der neuen Zeit, so ist die große Achtung und Verehrung gegenüber Mutter und Vater unantastbares Gebot von alters her. Es braucht viel, ehe es mißachtet wird. Wir haben es nirgendwo in Kalmykien erlebt.

Der zitierte Heinrich August Zwick, der Ansicht, daß die „Unwirthbarkeit selbst durch die asiatische Gastfreundschaft nicht abzuändern ist“, kannte eben die Tschmugurzikows nicht. Und nicht Genadi Masanow, unseren „kundigen Boten“, der uns immer rechtzeitig zu einer „Menschenwohnung“ führte, so daß wir nie in Kalmykien „in die Gefahr geriethen zu verschmachten“.

„Ssjan bjatn, Kalmykien“, „Auf Wiedersehen!“

Nachdichtungen und literarische Übersetzungen: Johann Warkentin; Karte: Jochen Arfert; Rätsel: Dörte Peck; Recherchen: Gabriele Kleiner; Gestaltung: Horst Wustrau

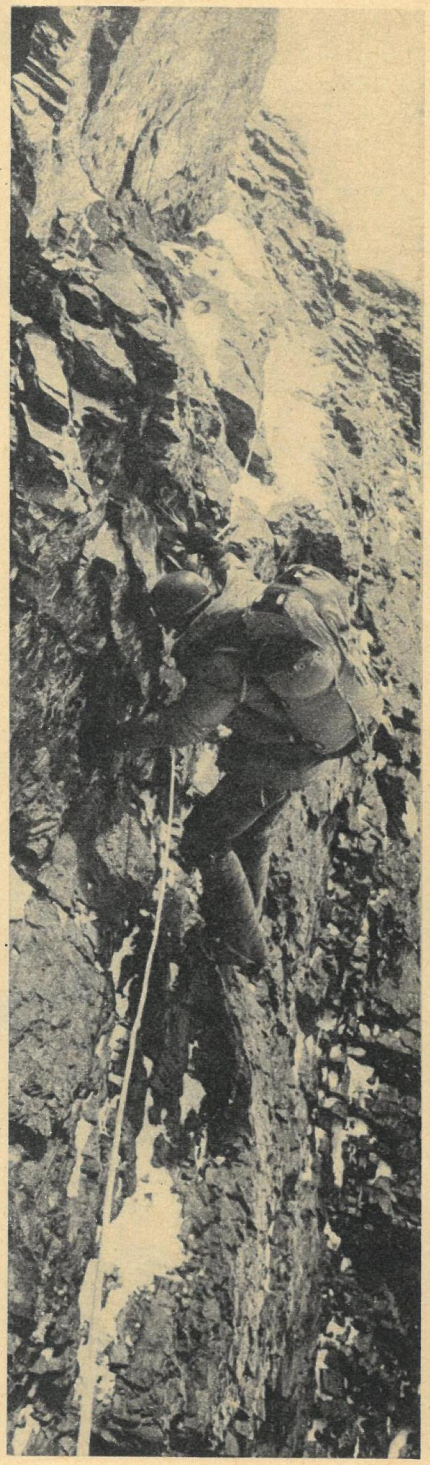
Einst im Roten Buch, heute zur Jagd freigegeben: die Saiga-Antilope; 300 000 Saigas haben ihre Kinderstube in Kalmykien, im Gebiet um Jaschkul.

Basar der Solidarität

Rund 300 000 Besucher zählte in diesem Jahr der traditionelle Solidaritätsbasar der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz. Dicht umlagert auch der Stand von FREIE WELT. Die Redaktion dankt allen Lesern, die mit ihren Solidaritätsspenden zum Erfolg dieses Tages beigetragen haben. (In der nächsten Ausgabe veröffentlichen wir die 155 Gewinner der FW-Solidaritätstombola.)

Elftausender getestet

Von Juri Golodow stammt dieses Foto (rechts). Er gehörte im Mai 1982 zu jener Mount-Everest-Expedition, die nicht nur als erste sowjetische den mit 8848 m höchsten Berg der Erde bestieg, sondern als erste überhaupt den Gipfel über die gefährliche Südwestwand erreichte. Am 4. Mai standen der 44jährige Dozent Eduard Myslewski aus Moskau und der 32jährige Leningrader Ingenieur Wladimir Balyberdin auf dem Tschomolungma, wie der Berg auf tibetanisch heißt. In den darauffolgenden fünf Tagen gelang dieses Kunststück weiteren neun Expeditionsmitgliedern, vier sogar in Nachtbesteigungen. Zur letzten Gruppe gehörte Golodow. Der Mann mit der Kamera ist übrigens so etwas wie ein „Höhenrekordler aus der Retorte“: Während der Vorbereitung auf die damalige Expedition bestand er mit Erfolg in der Druckkammer einen 11 000-m-Test! Seit jener Erstbesteigung haben sich die sowjetischen Alpinisten mit noch wagemutigeren Plänen befaßt. Sie ersuchten das Tourismus-Ministerium Nepals, weitere Himalaja-Expeditionen starten zu dürfen. Die Ziele: der 8585 m hohe Kangtschendsönga, höchster Gipfel



eines vergletscherten Gebirgsmassivs gleichen Namens, der 8585 m hohe Lhotse sowie die Traverse Lhotse–Mount Everest! „Das Problem einer erfolgreichen Besteigung besteht im Grunde darin, ein hochalpines Transportsystem funktionsfähig zu machen und letztlich Lasten von einem bis zwei Zentnern so nahe wie möglich an die 8500-m-Grenze heranzubringen“, sagte einmal Expeditionsleiter Jewgeni Tamm. Um die günstigsten Varianten dafür herauszufinden, ist die sowjetische Alpinistengarde oft im Pamir und Tienschan anzutreffen. Die höchsten Berge des Landes, der Pik Kommunismus, Pik Lenin und Pik Popeda bewähren sich dabei als geradezu ideale Trainingspartner. Die Zahl der „Schneeleoparden“, wie die Bezwinger der vier sowjetischen „Siebentausender“ genannt werden, erhöhte sich allein im Saisonverlauf 1983/84 um weitere einundzwanzig und beträgt jetzt bereits rund 150!

Adi Kodym

Kurz berichtet

Einige der zahlreichen Ameisenarten besitzen die „Fähigkeit“, in der Wüste Süßwasserquellen zu finden. Naturforscher der kasachischen Akademie der Wissenschaften stellten fest, daß diese Ameisen – sie ernähren sich ausschließlich von Wüstenpflanzensamen – ihre Nahrungslager unmittelbar in der Nähe von Grundwasserquellen einrichten. Deshalb „buddeln“ die geschäftigen Insekten ihre Gänge 40 bis 50 Meter tief ins Erdreich hinein.

★

Der Fund einer steinernen Nadel veranlaßt die Medizinische Akademie der VR China zu der Annahme, daß die Akupunktur bereits vor über 10 000 Jahren angewendet wurde. Vor 3500 Jahren kamen dann Bronzenadeln in Gebrauch.

★

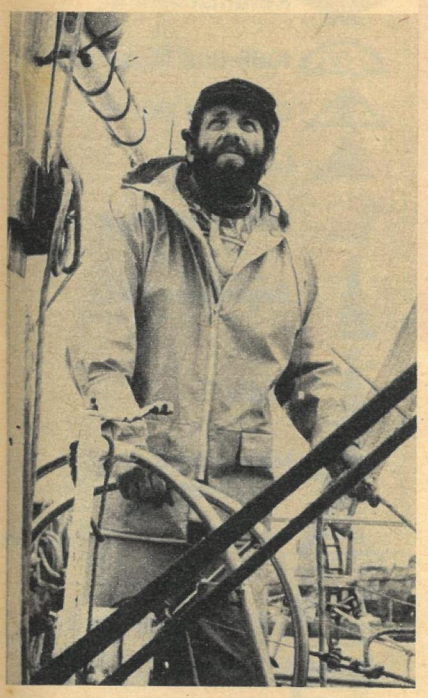
In Kuba werden noch in diesem Jahr die ersten 50 Zuckerrohrvollerntemaschinen der zweiten Generation auf den Feldern des Landes eingesetzt.

★

Über 350 000 Tonnen Fisch, Krevetten, Krabben und andere Meerestiere gingen den Fischern Vietnams in diesem Jahr in die Netze. Sie überboten damit die bisherigen Planziele beträchtlich. Im Süden des Landes umfaßt der sozialistische Sektor dieses Produktionszweiges gegenwärtig 69 Prozent.

Ölmilliardär

Rund fünf Millionen Tonnen Rohöl werden in den Chemischen Werken „Tschechoslowakisch-Sowjetische Freundschaft“ in Litvínov (ČSSR) jährlich verarbeitet. Das Produktionsvolumen hat sich seit 1957, als mit der Veredlung dieses Rohstoffes begonnen wurde, verzehnfacht. Seit dem Anschluß an die Ölleitung „Freundschaft“ ist der Werkskomplex immer weiter gewachsen. Heute werden hier über 150 verschiedene Erzeugnisse im Wert von mehr als 17 Milliarden Kronen im Jahr produziert.



Um die Welt – rund um Kap Hoorn

Es ist für den meergehärteten Jachtsegler ungefähr ein gleichgroßer Traum wie für den gipfelerprobten Bergsteiger ein Alleinaufstieg zum Everest: einsam um die Welt zu segeln! Einige Dutzend haben es inzwischen schon gewagt. Doch Nikolai Dshambasow (Bild oben), Schlepperkapitän im bulgarischen Schwarzmeerhafen Burgas, ist unter allen Einhand-Weltumseglern bisher erst der dritte, der auf seiner Fahrt über Ozean und Meere lediglich einen einzigen Hafen, Sydney, ansteuerte. Er folgte darin dem berühmten Sir Francis Chichester mit seiner Jacht „Gipsy Moth IV" sowie Alain Colas auf „Manureva". Dshambasow, Jahrgang '43, hatte seinerzeit bei der Transatlantik-Regatta der Einhandsegler OSTAR 1980 – von Plymouth (England) nach Newport (USA) – nicht nur allen Rauhwettern getrotzt, sondern durch ein Beispiel großer Selbstlosigkeit auch weithin von sich reden gemacht: In einer siegentscheidenden Phase des Regatta-Törns rettete er einen plötzlich in Seenot geratenen BRD-Segler und erwies ihm kameradschaftliche Hilfe. Ungeachtet, daß er dadurch seine aussichtsreiche Position preisgab und letztlich auf den 20. Platz zurückfiel ... Der bulgarische See-Segler war schließlich am 1. September '83 von Sosopol zum atlantischen Ausgangspunkt seiner Weltumseglung Las Palmas (Kanarische Inseln) in See gestochen. Bereits in der Ägäis hatte ihm ein Sturm die Segel zerfetzt; mit Hilfssegeln erreichte er Gran Canaria, von wo er am 31. Oktober zu seiner 36 000 Seemeilen langen Reise aufbrach. „Mit dieser Fahrt wollte ich zeigen, daß es auf der Welt ein kleines Land gibt, Bulgarien, wo Menschen leben und arbeiten und Leistungen vollbringen, die denen großer Industrieländer in nichts nachstehen." Dies waren Nikolais erste Worte, als er nach nahezu zweijähriger Abwesenheit kürzlich wieder den Boden der Heimat betrat. Unzählige Stürme hatte er auf seiner Reise bestanden: quer durch drei Ozeane, rund ums Kap der Guten Hoffnung, die Südkaps Australiens sowie Neuseelands – und rund ums gefürchtete Kap Hoorn. Dort wäre ihm und seiner Jacht „Tangra" (benannt nach dem Göttervater der Urbulgaren) eine gigantische Woge, deren Höhe Dshambasow auf 30 bis 35 Meter schätzte, um Haaresbreite zum Verhängnis geworden. Übrigens: In der Reihe mutiger Einhand-Weltumsegler ist Nikolai Dshambasow der erste, der das kühne Unternehmen mit einer selbstgebauten Jacht unternahm und in 253 Tagen „reiner" Fahrzeit glücklich vollendete.

Helmuth Pelzer

Stromanschluß

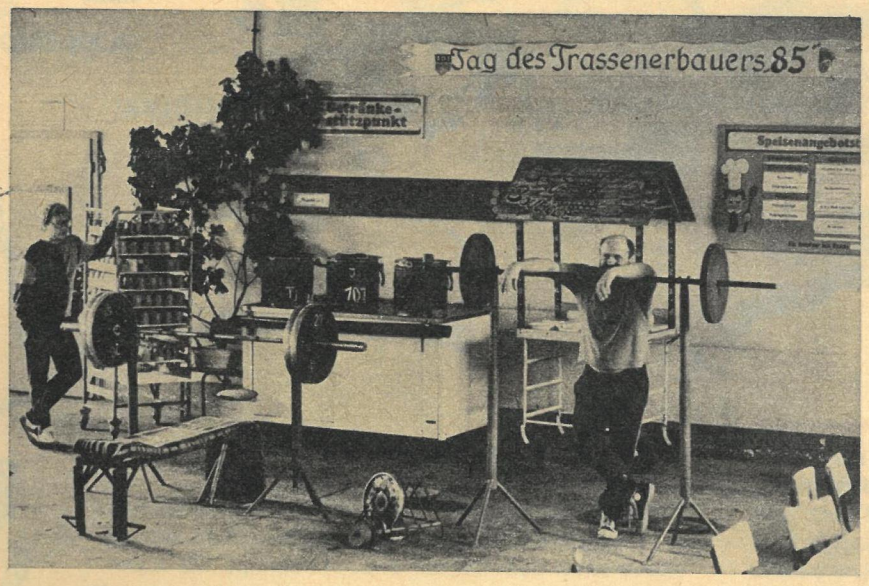
Rasche Fortschritte macht die Elektrifizierung der BAM, der Baikal-Amur-Magistrale, die abschnittsweise vorangetrieben wird. Die östlich von Ust-Kut liegende Station „Swjesdnaja" (Foto oben) wurde kürzlich ans Netz angeschlossen.

Trassenerbauer mit Mumm

Wenn der 31jährige Jürgen Ignatius sich unter die Gewichtheberhantel stemmt und mit 150 kg auf den Schultern seine Kniebeugen vorführt, dann sind selbst die hartgesottenen Jungs, die rund 500 Kilometer südlich von Moskau an der Erdgastrasse arbeiten, sichtlich beeindruckt. Dabei begann der Berliner Zimmermann, am „Rohr" von allen nur „Ignaz" gerufen, erst vor sechs Jahren mit dem Kraftsport. „Vorher fuhr ich Motorradrennen und wog 59 kg", schüttelt das nunmehr 84 kg schwere Kraftpaket über sich selbst den Kopf. Heute darf der vitale Sportsmann mit Fug und Recht Vater des Sports an der Trasse genannt werden. Kaum stand in Perwomaiskij das Lager der DDR-Bauleute, schwangen sie in Jürgen Ignatius' Zimmer bereits die Hanteln, eine Form der Bewegung, die sich alsbald als sehr ansteckend erwies. Scheiben und Kurzhanteln, Bein- und Zugmaschinen bauten sich die Kraftsportler selbst, und sowjetische Kollegen aus dem naheliegenden Chimmasch-Werk steuerten eine komplette Gewichtheberhantel bei. Im Februar 1983 wurde mit 30 Mitgliedern die erste reguläre Sektion einer Trassensportgemeinschaft gegründet. Als „Ignaz" von Perwomaiskij nach Jefremow wechselte, baute er auch dort eine Kraftsportgruppe auf. Mittlerweile ist sogar in zwei Räumen Trainingsbetrieb am schweren Eisen. Fußball, Volleyball, Tischtennis, Angeln, Laufen und – besonders von den wenigen Trassendamen mit Begeisterung betrieben – Pop-Gymnastik sind weitere beliebte Sportarten bei den mehreren tausend DDR-Trassenerbauern in der Sowjetunion. Unsere Fußballer dort mischen sogar erfolgreich in der jeweiligen sowjetischen Gebietsliga mit. Trotz oder gerade wegen der 12-Stunden-Schichtarbeit ist das Bedürfnis nach sportlichem Ausgleich ungemein groß. Kraft-As Jürgen Ignatius: „Hier beginnen Leute mit Begeisterung zu trainieren, die früher nicht im Traum daran gedacht hätten." Die zwölf Mädchen des Sportensembles „Lok" Elsterwerda – sie weilten zwei Wochen an der Trasse auf Tournee – waren nicht wenig überrascht, ein so begeistertes Publikum zu finden. Daß ein sportliches Showprogramm Zugaben herausfordert, ist nicht gerade die Regel.

Uwe Riemer

Redaktion: V. Hempel; Fotos: A. Paszkowiak, U. Riemer, TASS/Golodow, E. Brjuchanenko, SOFIA-Press/S. Galibow, ZB/ČTK.



Im nächsten Heft:

Ein Vertrag in Wort und Bild

FREIE-WELT-Blick auf 10 Jahre Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen der DDR und der UdSSR.

Kennen Sie Römhild?

Gelegen am äußersten Zipfel unserer Republik – und doch mittendrin. Ein Ort mit altem Stadtkern und verträumten Winkeln. Was seine 2200 Einwohner heute schaffen, hat internationalen Ruf.

Foto: L. Willmann

Zirkus ade!

Juri Nikulin, berühmter Clown und Direktor des Moskauer Staatszirkus, nimmt Abschied vom traditionsreichen Haus auf dem Zwetnoi-Boulevard, das einem modernen Zirkusbau weichen muß. Zu den Attraktionen der alten Arena gehörten Irina Bugrimowa und ihr Löwe Spartak.

Foto: M. Murasow

Alarm in der Zelle

Herz-Kreislauf-Erkrankungen stehen an der Spitze der Todesursachenstatistik in den Industrieländern. Mit Hilfe der modernen Elektronenmikroskopie dringen die Forscher bis in die Mikrowelt der Herzzelle vor, um dort komplizierte Prozesse zu entschlüsseln und den Krankheitsursachen auf den Grund zu gehen.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE Welt

Kalmykische ASSR

Gebiet Wolgograd

Gebiet

SADOWOJE

SERGENTA

Januarmittel:

−8 bis 4,8°C

Rostow

Sarpi-Bewässerungssystem

KANAWA

SARPI

Nahrungsmittelindustrie

ZAGAN AMAN

Wolga

Wasser- u. Meliorationswirtschaft

Bewässerte Flächen

Bewässerungskanäle

Steppe

Halbwüste

Wüste

Eisenbahn

Gasleitungen

Keramsitlehme

Kalk und Muschelkalk

Bausand (Kies)

Lehmgipse

Lehm für Ziegel

Brennbare Gase

Erdöl

Maschinenbau und Metallverarbeitung

Baumaterialproduktion

Holzverarbeitung

Leder-, Pelz- und Schuhwarenindustrie

Trikotagen- und Konfektionsindustrie

ELISTA

JASCHKUL

Manytsch

LOLA

Tschernosemelskaja-Kanal

Region

IKI-BURUL

Julimittel:
23 bis 25,5°C

Stawropol

Staubecken Tschograiski

Manytsch-Gudilo

221 m

SUNDA-TOLGA

TSCHERNOSEMELSKI

ULAN-CHOI

KASPISKI

JASCHALTA

KOMSOMOLSKI

Fischereiwirtschaft

PUSCHKINSKOJE

BASCHANTA

Kuma

Anschluß

KASPISCHES MEER

Dagestanische ASSR

Die Kalmykische ASSR ist 75 900 km² groß, sie wird von 305 000 Menschen bewohnt, davon sind ihrer Nationalität nach 147 000 Kalmyken (früher oft auch Kalmücken geschrieben). Das mongolischsprachige Volk lebt vornehmlich in der Kalmykischen ASSR. Die nationale Staatlichkeit der Kalmyken wurde am 4. 11. 1920 als Autonomes Gebiet begründet, am 20. 10. 1935 zu einer Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik (ASSR) erklärt. Die Hauptstadt der Kalmykischen ASSR ist Elista.

Bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts nomadisierten die Kalmyken in den zentralasiatischen Steppen und waren unter dem Namen Oiraten bekannt. Als Wohnung diente ihnen – auch als ein Teil von ihnen bereits in Rußland lebte – eine Filzjurte, die „Kibitka" (etwa 8 bis 12 m² groß), für eine Familie von 8 bis 12 Personen.